PT
8084
.P7G4
1871

Class PT8084
Book .P7G4
1871

GPO

MAX·LEViC

Der

politische Kannengießer.

Komödie in fünf Acten

von

Ludwig Holberg.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

P. J. Willatzen.

Halle,
Verlag von G. Emil Barthel.
1871.

Verlag von G. Emil Barthel in Halle,
durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Bibliothek
humoristischer Dichtungen,

herausgegeben
von
Gustav Haller.

Die unter vorstehendem Titel erscheinende Bibliothek wird in zwanglos aufeinander folgenden Bändchen die verschiedenartigsten humoristischen Dichtungen in **sorgsamer Redaction** vereinigen. Der Humor ist hier in seiner weitesten Bedeutung zu verstehen, die das Komische, Burleske und Satirische einschließt. Keine Form der Poesie ist ausgeschlossen, wie denn auch der Begriff Dichtungen das Drama, das Epos, die Lyrik, den Roman ꝛc. umfaßt. Die Bibliothek wird sowohl Deutsches wie auch Ausländisches in der Ursprache oder in Übersetzung, sie wird Altes und Neues enthalten. Von verwandten Unternehmungen zeichnet sie sich dadurch aus, daß sie auch Anthologieen (z. B. Bd. I. und V.) und Originaldichtungen noch lebender Dichter (z. B. Bd. II, VI, VII.) aufnimmt. — Zur näheren Instruirung erlaube ich mir, auf die fertig vorliegenden Bände zu verweisen, die durch jede Buchhandlung zu beziehen sind, nämlich:

Band I. **Humoristische Dichtungen für gesellige Kreise.** Aus den Quellen geschöpft und mit biographischen Nachrichten über die Dichter versehen von **Gustav Haller.** Erste Sammlung. Zweite Auflage. 1868. 12 Bogen.

Diese Anthologie enthält Originalbeiträge von: † Karl Barthel — Benno Tschischwitz.

1. Auflage 1868.

Verlag von G. Emil Barthel in Halle,
durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Band II. **Sang und Schwank.** Heitere Stücke von befreundeten Dichtern, herausgegeben von **O. F. Gruppe.** Zweite Auflage. 1868. 10½ Bogen.

Inhalt: Erstes Buch. [20] Eß- und Trinkgeschichten. — Das zweite und dritte Buch enthält zusammen 64 kleinere Dichtungen.

1. Auflage 1868.

Band III. **Die Acharner des Aristophanes.** In deutscher Übersetzung von **Rudolf Westphal.** Zweite Auflage. 1868. 9½ Bogen.

Inhalt: Vorwort. — Die Acharner. — Erklärende Anmerkungen zu Aristophanes Acharnern.

1. Auflage 1868.

Band IV. **Humoristische Lyrik des klassischen Alterthums.** Übersetzungen von **Rudolf Westphal.** Zweite Auflage. 1868. 9½ Bogen.

Inhalt: Übersicht der humoristischen Lyrik der Griechen und Römer. — I. Wein- und Lebenslust. II. Liebes-Lust und Liebes-Leid. III. Gott Eros IV. Freundschaft. V. Skoptische Poesie. VI. Festgedichte. — Die übersetzten Stücke sind aus der Anakreonteen-Sammlung, aus der Epigrammen-Anthologie und von: Agathias, Anakreon, Appollinarios, Catull, Dioskorides, Horaz, Julian, Kallimachos, Lukian, Lukillios, Meleagros, Moschos, Nikarchos, Oinomaos, Philippos, Philodemos, Plato, Straton, Theognis, Tibull.

1. Auflage 1868.

Band V. **Humoristische Dichtungen für gesellige Kreise.** Aus den Quellen geschöpft und mit biographischen Nachrichten über die Dichter versehen von **Gustav Haller.** Zweite Sammlung. Zweite Auflage. 1868. 10½ Bogen.

Diese Anthologie enthält Originalbeiträge von: G. Emil Barthel, Karl Elze, Karl Fremd, Richard Goische, S., † Friedrich Schottin, Julius Sturm, Max Swissen, Benno Tschischwitz.

1. Auflage 1868.

Band VI. **Humoresken von Theodor Winkler.** Zweite Auflage. 1870. 10½ Bogen.

Inhalt: Der Zeitungswolf. Eine Federzeichnung. — Man muß sich nur zu helfen wissen. — Wolf von Titus. — Der verlorene Ring. — Ein nächtliches Abenteuer. — Warum ich zu keiner Frau kam. — Der Hausfreund. — Im Hôtel. — Die Rose

im Knopfloch. — Ueberlistet. — Die Mordbrenner. — Was zu handeln! — Der unheimliche Gast. Eine heinliche Geschichte frei nach J. D. H. Temme

1. Auflage. 1870.

Band VII. **Pesach Pardel.** Ein modernes Epos in zehn Gesängen. — **Hilpah und Shalum.** Eine vorsündflutliche Geschichte, gesungen in der langathmigen, geschnörkelten, chinesischen grünen Theeweis. Von **Julius Grosse.** 1871. $9\frac{1}{2}$ Bogen.

Band VIII. **Der politische Kannengießer.** Komödie in fünf Acten von **Ludwig Holberg.** Aus dem Dänischen von **P. J. Willatzen.** 1871. 8 Bogen.

Fernere Bände werden enthalten:

Schwänke, Epigramme und Räthsel von **Friedrich Haug.** Auswahl in drei Büchern. Herausgegeben von **Karl Goedeke.**

Humoristische Gedichte von **Adelbert von Chamisso** und **Franz Freiherrn Gaudy.** Herausgegeben von **Karl Goedeke.**

Humoristische Gedichte von **A. F. E. Langbein.** Herausgegeben von **Julius Tittmann.**

Fünf kleine Lustspiele für gesellige Kreise. Aus den Quellen geschöpft und mit biographischen Nachrichten über die Dichter versehen von **Gustav Haller.**

Schwänke in Knittelversen von **K. L. Kannegießer.** Getreu nach der 1856 im Selbstverlage des Dichters erschienenen Ausgabe, herausgegeben von **Gustav Haller.** Mit einem Vorwort von **Karl Witte.**

Der Weinschwelg. Mittelhochdeutscher Text mit Übersetzung von **Karl Lucä.**

Der zerbrochene Krug. Lustspiel von **Heinrich von Kleist.** Herausgegeben von **Reinhold Köhler.**

Humoresken von **Ludwig Börne.** In Auswahl herausgegeben von **Gustav Haller.**

Verlag von G. Emil Barthel in Halle,
durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Karl Petersen's [aus Dorpat, 1775 — 1823] **poetischer Nachlaß.** Manuscript für seine Freunde. Cöln, bei Peter Hammer's Erben gedruckt in diesem Jahre [1846]. In Auswahl herausgegeben von **Gustav Haller.**

Humoristische Dichtungen für gesellige Kreise. Aus den Quellen geschöpft und mit biographischen Nachrichten über die Dichter versehen von **Gustav Haller.** Dritte Sammlung.

Lustige Lieder für lustige Leute, Lieder von ehmals und Lieder von heute. Aus den Quellen geschöpft und mit biographischen Nachrichten über die Dichter versehen von **Gustav Haller.**

Lustspiele, — humoristische Epen, Romane, Novellen, Erzählungen und Gedichte noch lebender Dichter.

Original-Beiträge zur Bibliothek (auch einzelne Gedichte zu den Anthologieen derselben) oder Vorschläge zur Herausgabe oder Übersetzung älterer Dichtungen werden unter der Adresse des Verlegers erbeten.

Bezugsbedingungen.

Die ‚Bibliothek humoristischer Dichtungen, herausgegeben von Gustav Haller' erscheint im unterzeichneten Verlage in der Ausstattung des vorliegenden Prospects.

Jeder Band von 8—12 Druckbogen wird mit einem Special-Titel versehen und brochirt zu 10 Sgr., in braune Leinewand gebunden zu 15 Sgr. verkauft.

Umfaßt ein Werk zwei oder mehrere Bände der Bibliothek, so werden dieselben zusammen ausgegeben und können nicht vereinzelt werden. In keinem andern Falle findet eine Verbindlichkeit zur Abnahme von mehreren Bänden statt.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung an.

Halle a/S., October 1870.

G. Emil Barthel.

Bibliothek

humoristischer Dichtungen,

herausgegeben

von

Gustav Haller.

Achter Band.

Der politische Kannengießer. Komödie von Ludwig Holberg. Aus dem Dänischen von P. J. Willatzen.

Halle,
Verlag von G. Emil Barthel.
1871.

Der
politische Kannengießer.

Komödie in fünf Acten

von

Ludwig Holberg.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

P. J. Willatzen.

Halle,
Verlag von G. Emil Barthel.
1871.

PT8084
.P7 G4
1871

347779
25

J.N. 2/23'29

Biographisches Vorwort.

In einer „Bibliothek humoristischer Dichtungen“ darf der Altmeister des dänischen Humors nicht fehlen; und wenn auch die Zeit vorüber ist, in der seine drastischen Lustspiele in Deutschland ebenso populär waren, wie in seiner Heimath, so wird doch eine Uebersetzung desjenigen Stückes, durch welches er einst seinen Ruhm mit einem Schlage fest begründete, um so mehr berechtigt sein, als gerade die Thorheit, welche es geißelt, heut zu Tage an manchen Orten gar bedenklich grassirt.

Holberg's „Politischer Kannengießer“ hat eine Lebensfähigkeit bewiesen, die für den innern Werth des Lustspiels zu laut spricht, so daß die Aufnahme, welche es jüngst in einer deutschen Residenz*) fand, keinen Maßstab zu geben vermag. Seit anderthalb Jahrhunderten hat die Welt sich an Holberg's köstlicher Satire geweidet, und sicher wird sie Geltung behalten, so lange die „Kannengießerei“ nicht aus der Welt geschafft ist. Derb und urwüchsig ist zwar

*) München ist gemeint; cf. „Münchener Propyläen“ 1. Jahrg. 1869. Nr. 11. S. 254—256 und die einleitende Anmerkung zu vorliegender Uebersetzung. G. H.

Holberg's Witz, aber das zu tadeln dürfte kaum einem Vernünftigen einfallen.*)

Ein kurzer Abriß der Lebensgeschichte und der Wirksamkeit des dänischen Molière wird nicht ohne Interesse gelesen werden, da Holberg ein Charakter voll zäher, echt nordischer Ausdauer war und sein Leben das erfreuliche Bild siegreichen Kampfes gegen alle denkbaren Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten darbietet, die nur durch die äußerste Energie zu bewältigen sind.

Ludwig Holberg ward 1684 oder 1685 zu Bergen in Norwegen geboren. Während seine meisten Biographen das erste Jahr annehmen, nennt er selbst das zweite Kaum auf die Welt gekommen, verlor er den Vater, der Offizier war und einiges Vermögen besaß, welches die Wittwe möglichst zusammenhielt, aber 1702 bei einer großen Feuersbrunst gänzlich einbüßte. In diesem Jahre bezog Ludwig Holberg die Universität zu Kopenhagen, für Dänemark-Norwegen damals die einzig vorhandene. Er sollte Geistlicher werden, da seine Mittellosigkeit ihm jeden andern Weg zu verbieten schien. Obgleich Holberg für die Theologie keineswegs sehr eingenommen war, gab er sich doch mit solchem Fleiße seinem Brotstudium hin, daß er die nöthigen Examina nach Jahresfrist bestand und nun nach Bergen zurückkehren konnte. Als Hauslehrer verlebte er hier ein trauriges Jahr in unerquicklichen Verhältnissen, nach Kräften bemüht, sich auf das sogenannte

*) Die derbe Naturwüchsigkeit der Holberg'schen Komik beeinträchtigt in keiner Weise die poetische Wirkung seiner Producte, weil sich in ihnen das Drastische mit vierschrötiger Ehrlichkeit und mit liebenswürdiger Unschuld verbindet. G. H.

große Examen vorzubereiten. Wieder nach Kopenhagen gehend, absolvirt er es mit dem bestem Erfolge und kommt nun als Hauslehrer zu dem Vicebischof von Bergen. Dieser war in früheren Jahren weit in der Welt umhergekommen, und als Holberg an die Reise-Tagebücher desselben gerieth, ergriff ihn eine unbezwingliche Reiselust. Seine Armuth schien von selbst die Ausführung solcher Pläne zu verbieten, allein der Entschluß war gefaßt und er kündigte seine Stellung. Vernunftgründe vermochten es nicht, ihn von seinem Plane abzubringen; er scharrte Alles zusammen, was sich zu Gelde machen ließ, schlug es los und brachte so etwa sechszig Thaler auf.

Glücklich kam er nach Holland; allein nach vierzehn Tagen war sein ganzer Reichthum verschwunden, und vergebens suchte er nach angemessener Beschäftigung, um Existenzmittel aufzutreiben. Seine Anerbietungen waren umsonst; von seinen gelehrten Kenntnissen wollte Niemand Gebrauch machen. Ja, hätte er den Amsterdamer Kaufherren als Küper oder Handlanger dienen können, dann wäre er vielleicht willkommen gewesen.

Seine Lage ward die traurigste, als sich zu dieser Noth auch noch Kränklichkeit gesellte. Holberg's Körper war überhaupt zart und fein gebaut, und er hatte ein entschieden knabenhaftes Aussehen. Mangel und Entbehrungen aller Art zwangen ihn zuletzt, an die Rückkehr in die Heimath zu denken, und sie ward bewerkstelligt, so gut die Verhältnisse es erlaubten. So wie er heimkehrte, mochte er in Bergen nicht erscheinen und zog nach dem kleinen Christianssand im Süden Norwegens.

Hier unterrichtete er in neueren Sprachen und fand

sein leidliches, wenn auch äußerst bescheidenes Auskommen. Lange hielt Holberg es aber doch nicht aus, und in Begleitung eines jungen Freundes aus Trondhjem, Namens Christian Brixen, schiffte er sich nach London ein, von wo er nach dem berühmten Oxford ging und sich unter die Studenten einschreiben ließ. Namentlich war es ihm darum zu thun, die reichen Schätze der dortigen Universitätsbibliothek zu benutzen, und mit eisernem Fleiße beutete er dieselben aus. Daß aber bei Holberg's Armuth sein Dasein nur kümmerlich gefristet ward, versteht sich von selbst; durch Unterricht in Musik und Sprachen suchte er sich zu halten, und wirklich gewann sein liebenswürdiges Wesen ihm fortwährend Freunde und Gönner. Brixen, sein Genosse, kehrte bald, dem entschiedenen Befehle seiner Mutter gehorchend und vielleicht froh darüber, aus aller Noth und allen Drangsalen herauszukommen, in die Heimath zurück. Holberg ließ ihn ziehen — ihn rief keine Mutter mehr, und ob er in Oxford oder in Bergen darbte, das kam ja ungefähr auf Eins heraus. So lebte er volle zwei Jahre in der englischen Universitätsstadt, und diese Jahre waren für seine geistige Ausbildung von unendlicher Wichtigkeit. Ueberhaupt aber war das unstäte Jugendleben für den mit tüchtiger Beobachtungsgabe versehenen Holberg eine unvergleichliche Schule; mit Menschen aus allen Ständen und in den verschiedenartigsten Lebensstellungen kam er in Berührung; sein scharfes Auge gewahrte — es werden so viele Scenen erzählt, die dies bezeugen — den „Sparren" eines Jeden, und wie hat er später diese Charaktere zu verwerthen gewußt! Seine Lehrjahre waren aber noch lange nicht vorüber, so wenig wie seine Wan-

derjahre. Denn nachdem sein Aufenthalt in Oxford, wie bereits erwähnt, zwei ganze Jahre gedauert, kehrte der junge Abenteurer zurück; doch nicht nach Bergen oder Christianssand, sondern nach Kopenhagen, der Metropole, dem damaligen geistigen Mittelpuncte des Nordens, da Stockholm erst später einen Anlauf dazu nahm, mit Kopenhagen um den Preis zu ringen.

Holberg hatte aus der Fremde außer Gelehrsamkeit und Menschenkenntniß auch ein nicht geringes Maß von Selbstbewußtsein mitgebracht, und es wollte ihm das Schulmeistern gar nicht behagen. Und da nun durchaus keine Anerbietungen von Aemtern und Würden erfolgten, auf die er, „arm und hochmüthig“ (wie er selbst sich nennt), wohl heimlich sich Rechnung gemacht hatte, so war er bald wieder, wie so oft schon, in der peinlichsten Noth. Und wie half er sich? Er verwandelte sein Zimmer in einen Hörsaal und seinen Stuhl in ein Katheder und lud die Studirenden durch gelehrte lateinische Zettel zu seinen Vorlesungen ein. Da hieß es, er wolle ihnen nicht nur Sprachen vortragen, sondern einen wahren Schatz von ausländischen Seltenheiten mittheilen. Seine Aufforderung hatte außerordentlichen Erfolg. Holberg's Hörsaal war besser gefüllt als der akademische, und die Studenten hörten mit der größten Aufmerksamkeit ihm zu und schrieben mit dem rührendsten Eifer Alles sorgfältig auf; als er aber seine Bezahlung haben wollte, verschwanden sie und, wie er selbst schreibt, die einzige Frucht, die er von seiner Arbeit erntete, war, daß die, welche seine Vorlesungen verlassen hatten, ihn sehr höflich grüßten, wenn er ihnen auf der Gasse begegnete. Der Noth sollte aber bald abgeholfen

werden. Ein hochstehender Mann, Staatsrath Winding, wollte einen seiner Söhne nach Deutschland reisen lassen und erkor Holberg zum Reisegefährten desselben. Da jedoch, als Holberg mit seinem Schutzbefohlenen nach Dresden gekommen war, die Bestimmung getroffen ward, daß derselbe dort unter der Obhut eines befreundeten Edelmannes bleiben solle, erhielt Ersterer seinen höflichen Abschied und ging nun nach Leipzig, wo er mit Landsleuten, die er dort traf, die Vorlesungen an der Universität besuchte, denen er aber wenig Geschmack abgewinnen konnte.

Im Jahre 1709 kehrte Holberg von dieser seiner dritten Reise ins Ausland zurück und erhielt nach einiger Zeit eine Stelle am Borch'schen Collegium, einer Stipendien-Anstalt, die ihn vor der äußersten Noth schützte und ihm Gelegenheit gab, seine Kenntnisse zu erweitern. Hier entstanden seine ersten und zwar historischen Schriften. Nachdem er in dieser Stellung fünf Jahre zugebracht, erhielt er ein anderes Stipendium von jährlich hundert Thalern auf vier Jahre, und nun ging's wieder in die Welt hinaus.

Im Jahre 1714 kam Holberg zu Schiffe wieder nach Amsterdam und reiste über Rotterdam nach Brüssel. Sein eigentliches Ziel war diesmal Paris, und aus Sparsamkeitsrücksichten legte er den Weg von Brüssel dahin zu Fuße zurück. Anderthalb Jahre lebte Holberg hier, von der Stadt und ihren Herrlichkeiten Anfangs wenig genießend und nur mit der Durchstöberung der Bibliotheken beschäftigt. Erst allmählich wagte er sich unters Volk und wohnte mit besonderem Vergnügen den Verhandlungen der Pariser Gerichtshöfe bei, deren Advokaten er später in seinen Lustspielen so prächtig copirte. Als einstmals ein

Bekannter zufällig die Aeußerung that, daß eine Reise von Paris nach Rom nur zwanzig Thaler koste, packte dies den wissensdurstigen Nordländer so, daß er auf der Stelle beschloß, die ewige Stadt zu sehen.

Anfangs August ward die Reise begonnen, die über Auxerre, Chalons und Lyon zunächst nach Marseille ging, entweder mit Kahngelegenheit oder zu Fuße. Wie ward ihm zu Muthe, als er das großartige Treiben des Welthandelshafens und die Pracht des Mittelmeeres sah! Nach mühseliger Fahrt von Marseille über Genua nach Civitavecchia wanderte Holberg von da nach Rom.

Sein Aufenthalt in der ewigen Stadt ward ihm durch andauernde Kränklichkeit sehr verleidet, doch sammelte er hier wie allerwärts neue Menschenkenntniß, wogegen sein Wunsch, die Bibliotheken zu durchforschen, unerfüllt blieb, denn — er war ein „Ketzer.“ Holberg, zu arm um in einem Gasthofe Wohnung nehmen zu können, hatte sich in einem Bürgerhause ein Zimmer gemiethet. Hier trug es sich nun zu, daß eine italiänische Komödiantengesellschaft zu ihm ins Haus zog, und dieser Wandnachbarschaft verdankt der dänische Dichter ohne Zweifel viel. Er konnte so recht das Leben und Treiben hinter den Coulissen beobachten und lernte „Künstler“ kennen, die durch ihre natürliche Lebendigkeit gar merkwürdig abstachen gegen die steifleinenen, marionettenhaften Schauspieler, die man in Kopenhagen langweilige, ungeheuerliche Staatsactionen aufführen sah. — Das Leben in Rom und die zahllosen Alterthümer und Kunstschätze boten dem empfänglichen Geiste des Nordländers reiche Nahrung, und er, dem es zur Gewohnheit geworden war, die Menschen in ihrem Gebah-

ren zu belauschen, fand hier wundervolle Gelegenheit, Studien zu machen; mit einem aller Noth vergessenden Eifer mischte er sich bei öffentlichen Festlichkeiten, Prozessionen und sonstigen Aufzügen unter das lustige, schwatzhafte Volk, besuchte häufig die Predigten der Mönche und weidete sich an ihrer burlesken Beredtsamkeit.

Nachdem er etwa ein halbes Jahr sich so in Rom aufgehalten, wanderte er trotz des Fiebers, das ihn gar nicht verlassen wollte, über Florenz, Turin und Lyon nach Paris zurück, wo jedoch auch wegen anhaltender Kränklichkeit seines Bleibens nicht war. Nach beinahe vierjähriger Abwesenheit kehrte Holberg im Sommer des Jahres 1716 über Holland und Hamburg nach Kopenhagen zurück.

Aber noch mußte er zwei ganze Jahre mit Noth und Mangel kämpfen, bevor es ihm gelang, ein Amt zu erhalten, welches ihn der dringendsten Sorge um das tägliche Brot enthob. Freilich war es auch da noch immer keine Anstellung, in der er seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen hätte verwerthen und verwenden können; — er ward Professor der Metaphysik an der Kopenhagener Universität. Da er nie zuvor ein ordentliches Lehramt bekleidet, ja nicht einmal „ordentlich disputirt“ hatte, so erregte seine Ernennung großen Widerspruch, und namentlich deßhalb war er allen möglichen Anfeindungen ausgesetzt, weil er als ein halber Ketzer und als ein ganzer Gegner des akademischen Zopfes bei der hohen und niedern Geistlichkeit und allen Akademikern von Fach bekannt war. Holberg fand Behagen daran, den Groll seiner engherzigen Widersacher zu reizen, doch war es ein Glück für ihn, daß die ihm selbst von Herzen verhaßte Metaphysik schon nach

zwei Jahren ihm abgenommen und er zum Professor der Beredtsamkeit ernannt ward. Dieses Lehramt war ungleich besser dotirt, und da er zugleich Mitglied des Consistoriums wurde, steigerte sich seine Einnahme in dem Grade, daß sie ihn aller Sorgen entledigte; ja, seine Schriftstellerei trug ihm noch dazu bald so viel ein, daß er, der seither sein Leben lang mit der äußersten Noth in der erbärmlichsten Weise zu kämpfen gehabt, Capitalien sammeln und ansehnliche Güter kaufen konnte. Innerhalb weniger Jahre war Holberg ein wegen seiner schriftstellerischen Erfolge gefeierter Mann. Freilich zeigte er aber auch eine staunenswerthe Thätigkeit. Vor allen Dingen waren es epische und dramatische Erzeugnisse, die jetzt neben historischen Schriften in rascher Folge dem Publicum vorgeführt wurden und dasselbe in hohem Grade entzückten.

Vielleicht bewog ihn besonders der Wunsch, seine Komödien auch in Paris auf der Bühne zu sehen, im Jahre 1725 eine letzte Reise dorthin zu unternehmen. Wie ganz anders sah er diese Stadt jetzt wieder und sie ihn! Einst zog er zu Fuße zu ihren Thoren ein, ein armer Mensch, den Niemand kannte, deß Niemand achtete, ja, der Nichts hatte, als das nach Kenntnissen dürstende Herz, welches nur eine Liebe in sich schloß, die Liebe zur Wissenschaft. Jetzt aber flog sein Name von Land zu Lande ihm voraus; wohin er kam, war er der Gegenstand der ehrendsten Aufmerksamkeit, und jetzt hatte er nicht nöthig, sich mit der Besichtigung der Kunstwerke und Sammlungen zu begnügen, die „ohne Geld“ zugänglich waren. Im nächsten Jahre kehrte er nach Kopenhagen zurück, freilich ohne den

sehnlichen Wunsch, dessen vorher erwähnt ward, erfüllt zu sehen, aber doch mit innerer Befriedigung über die Aufnahme, die ihm überall zu Theil geworden, und über die Genüsse, deren sein rastloser Geist sich zu erfreuen gehabt hatte.

Holberg's historische Schriften verschafften ihm einige Jahre später die Professur für Geschichte, und so gab er sich von nun an mehr und mehr wissenschaftlichen Arbeiten hin, zumal seit 1730 ein König auf dem dänischen Throne saß, dessen herrenhutischer Frömmigkeit alles Komödiantenthum ein Gräuel war, und der die dänische Bühne, als vermeintlichen Herd der Unmoralität, schließen ließ.

Als aber mit dem Tode dieses Königs und der Thronbesteigung des freisinnigeren Friedrich's des Fünften 1746 ein anderer Wind wehte und man die Bühne wieder eröffnete, ward als erstes Stück Holberg's „Politischer Kannengießer" in Gegenwart des ganzen Hofes gegeben.

Holberg, der nun mit Aemtern und Einkünften gesegnete Dichter, erhielt im folgenden Jahre (auf sein Ansuchen) vom Könige, der ihn schützte und seinen Schöpfungen lebhaftes Interesse zuwandte, den Adel, und der Baron Ludwig von Holberg vermachte, da er ohne Familie war, noch im selben Jahre seine großen Landgüter, seine Bibliothek und ein baares Capital von 13,000 Thalern der Akademie zu Sorö. Hier ward er auch unter großen Feierlichkeiten bestattet, nachdem er 1754, siebenzig Jahre alt, das Zeitliche gesegnet hatte.

Die letzten dreißig Jahre seines Lebens waren ruhmvolle Zeiten für den genialen Mann, dem ein freundliches

Geschick mit freigiebiger Hand Ersatz bot für die Entbehrungen und vergeblichen Kämpfe früherer Jahre. Daß der Glanz seines Namens, der Reichthum, die Aemter und Würden, die ihm nun in rascher Folge zu Theil wurden, auch Neider wachriefen; daß hämische Gesellen bemüht waren, allerlei Gerüchte über des Dichters Charakter, seine Gewohnheiten, seine Lebensweise zu verbreiten, darf nicht Wunder nehmen. Holberg wußte das und reizte seine namenlosen Gegner nur noch mehr durch Sarkasmus und vor allen Dingen dadurch, daß er auf keine Weise sich in seinem Thun und Treiben stören ließ. Am allgemeinsten ward er des Geizes beschuldigt. Und warum? Weil er nicht die Narrheiten der Mode mitmachte. Weil er, statt sich, so oft er auf der Straße erschien, in einer Sänfte tragen zu lassen, wie die damalige Kopenhagener Sitte es vorschrieb, sich seiner gesunden Beine bediente und seine gewohnten Spaziergänge machte, wie sie eben der Natur desjenigen zusagen mußten, der so viele Jahre lang zu Fuße die Welt durchwandert hatte. Des Geizes beschuldigte man ihn, weil er, statt wie seine Landsleute unmäßig in Speise und Trank sein Vergnügen an solchen Genüssen zu finden, mit einfacher bürgerlicher Kost fürlieb nahm, die er selbst stets genau vorschrieb. Wie lange war Hunger sein bester Koch, Schmalhans sein Küchenmeister gewesen! Freilich, Mancher hätte sich jetzt entschädigt; — Holberg aber war ein Mann von Charakter, allem Uebermaß sinnlicher Genüsse abhold. Ist das aber ein Kennzeichen des Geizigen? Und war das ein Geiziger, der sich, wie er, in seiner äußeren Erscheinung nie einer Nachlässigkeit schuldig machte, sondern vielmehr stets sich zierlich, ja oft kost-

bar kleidete! nur daß er, wie gesagt, entschieden sich weigerte, heute nach französischem und morgen nach englischem Zuschnitt Rock und Beinkleider zu tragen.

Daß ihm bei seiner rastlosen literarischen Thätigkeit nicht viel Zeit zum Herumflanniren blieb und er überhaupt nicht der Mann war, der aller Welt Freund sein wollte und mochte, daß er nicht Jedem, der sich an ihn heandrängte, sich in die Arme warf, ward ihm als Hochmuth, ja als Menschenscheu ausgelegt. Ein Menschenkenner aber, wie er einer war, wußte den Werth solcher Guten-Tags- und Adieubekanntschaften richtig zu schätzen; erklärlich aber ist es auch, daß Manche sich verletzt fühlten, wenn sie sahen, wie er sich in seinen Entwürfen und Arbeiten durch sie nicht stören lassen wollte. Der Hagestolz Holberg hat sich allerdings namentlich in den späteren Jahren wohl hie und da auch etwas bemerklich gemacht. Ob ihm seine Studien und seine Schriftstellerei auch keine Zeit ließen, an die Gründung einer Familie zu denken? Von einer zärtlichen Neigung Holberg's ist nirgends bei seinen Biographen die Rede. Ja, es wird eine Anekdote aus seiner Jugend erzählt, die fast glauben macht, daß er von Anfang an für das zweite Geschlecht wenig Interesse gehabt habe. Es war in jener Zeit, als Holberg, von seiner ersten Reise nach Norwegen zurückgekehrt, in Christianssand durch Stundengeben sein Leben zu fristen suchte. Er hatte eine kleine Schrift gelesen, in welcher der Verfasser durch sechszig Gründe zu beweisen suchte, daß Frauenzimmer nicht zu den Menschen gehörten. Die tolle Idee behagte dem jungen Holberg so, daß er, wohin er kam, dies Thema zur Sprache brachte und scheinbar allen Ernstes den

Einfall vertheidigte. Die Sache ward mehr und mehr ruchbar und brachte natürlich das ganze schöne Geschlecht und die Ritter desselben gegen den frevelhaften Bösewicht in Harnisch, der, als er so viele Widersacher fand, aus Eigensinn auf seiner lächerlichen Behauptung bestand, bis zuletzt die Mägde auf der Straße mit Fingern auf ihn zeigten und ihm nachschrieen: „Seht, dies ist der Kerl, der uns vom Paradies ausschließen will!“ Hierauf ging der junge Holberg zuletzt in sich, that Buße und ward wieder von den Gekränkten zu Gnaden aufgenommen. Aber, wie oben bemerkt, verheirathet hat er sich nie.

Holberg's großartige literarische Thätigkeit war von nachhaltigster Wirkung für seine Nation; und nicht nur seine Komödien waren so epochemachend, sondern in mindestens ebenso hohem Grade seine wissenschaftlichen, namentlich seine historischen Schriften. Es ist nicht unsre Absicht, ein Verzeichniß seiner vielen Werke zu liefern und die zum Theil bändereichen aufzuzählen; für unsern Zweck genügt die Bemerkung, daß diese seine wissenschaftlichen Schriften über Natur- und Völkerrecht, allgemeine Geschichte und besonders seine „Dänische Reichsgeschichte“ in vielen Auflagen und Uebersetzungen in fremde Sprachen ungemeine Verbreitung fanden. Weniger werthvoll waren seine „Allgemeine Kirchengeschichte“ und „Jüdische Geschichte“ und andere, mehr für die Unterhaltung bestimmte Prosaschriften.

Die zahlreichen Dissertationen, Programme, Streitschriften u. dergl. wollen wir unerwähnt lassen; in den letzten Jahren seines Lebens erschienen noch zwei Bände „Moralischer Gedanken“ und in fünf Bänden gesammelt

seine „Vermischten Briefe“. So viele Neider und Widersacher Holberg auch haben mochte, die große Masse des Publicums griff nach Allem, was aus seiner Feder floß; und so konnte es denn wohl kommen, da er alle seine Werke selbst verlegte, daß die Vielschreiberei, in die er zuletzt verfiel, ihm außerordentlich einträglich wurde, obgleich es auch damals Nachdrucker gab. Nichts aber, selbst seine treffliche „Dänische Reichsgeschichte“ nicht, machte ihn so populär, wie dasjenige seiner poetischen Werke, mit dem er zuerst (1719) hervortrat; es ist das komische Heldengedicht „Peder Paars“.*) Zwar nannte er sich nicht auf dem Titel, welcher lautete: „Hans Mikkelsens neues Lied von Peder Paars“, wie er denn in allen seinen poetischen Schriften (auch in den Vorreden zu seinen Komödien) sich Hans Mikkelsen nennt; allein wer der Verfasser war, das wurde bald genug bekannt. Für die dänischen und zumal die damaligen Verhältnisse war der Erfolg dieses humoristischen Epos geradezu fabelhaft. Es erschien bruchstückweise und erlebte gleich im ersten halben Jahre drei Auflagen, denen ungezählte weiter folgten, von den Uebersetzungen zu schweigen. „Peder Paars“ kann gewissermaßen als eine Parodie der pomphaften Heldengedichte gelten, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Gaumen des Volkes kitzelten, voll innerlicher Unwahrheit und widerlichen Schwulstes im Ausdruck waren, in denen ein wahres Göttergesindel an den Haaren auf die Erde herabgezerrt ward. Diese zu parodiren läßt Holberg einen

*) Deutsch von J. A. Scheibe, Kopenhagen 1750, dann 1764. G. H.

Krämer der kleinen seeländischen Stadt Kallundborg auf den wunderlichen Einfall kommen, mitten im Winter eine Seereise übers Kattegatt nach der gegenüberliegenden jütischen Stadt Aarhuus (Aars) zu unternehmen, um sein Liebchen zu besuchen. Dabei leidet er an der im Kattegatt liegenden Insel Anholt Schiffbruch, wird beraubt, ins Gefängniß geworfen, soll hingerichtet werden, wird aber durch eine Jungfrau gerettet und entkommt. Mit dem Schiffe, das er nun bestiegen, verfehlt er aber das Ziel, kommt in eine andere Stadt, geräth in Streit, wird als verrückt ins Tollhaus gesteckt, aber ehrenvoll aus demselben befreit. Weiter ziehend, fällt er unter Werber und wird wieder ausgeplündert, bis er endlich glücklich nach Aars gelangt. Wie gesagt, um die Parodie vollständig zu machen, tritt auch hier ein ganzer Götter-Apparat auf und wird im lächerlichsten Bombast der winzigste Umstand zur gewichtigsten Begebenheit verschroben. — Für die Dänen ist dieser „Peder Paars" eine literarische Reliquie und wird noch immer von ihnen hoch gehalten, so daß Redensarten, Namen und Bilder daraus in den Volksmund übergegangen sind. Wir Deutschen würden uns heut' zu Tage wenig daran erbauen; die Beziehungen sind uns eben fremd und die damals so treffenden Anspielungen auf literarische Verhältnisse, dänisches Spießbürgerthum u. s. w. lassen uns kalt. Jene Zeit aber war nicht mit Unrecht entzückt von dem geistvollen Product. Andere epische Gedichte Holberg's sind weniger bedeutend. Wie er auf diesem Gebiete mit seinem Erstlingswerke „Peder Paars" gleich einen so glücklichen Wurf that, war auch sein erstes dramatisches Werk epochemachend — sein „Politischer Kan-

nengießer". Die Wahrheit der Charaktere, der gesunde Humor, die komischen Situationen — Alles hat dazu beigetragen, dem Stücke bis auf den heutigen Tag die volle Gunst des Publicums zu erhalten.

Ebenso sehr wie Holberg ein abgesagter Feind aller gelehrten Pedanterie war, die damals so üppig wucherte, haßte und verachtete er auch die Manie der Spießbürger seiner Zeit, zu politisiren. E. A. Boye, der gelehrte Commentator der Holberg'schen Komödien macht darüber folgende Anmerkung („Den Danske Skueplads eller Ludwig Holbergs sammtlige Comödier i eet Bind. Kjöbenhavn 1843", nach welcher Ausgabe auch der in nachfolgenden Blättern enthaltene „Politische Kannengießer" übersetzt ist):

„Unser Vaterland selbst hatte, gleich dem übrigen Europa, sich vor Kurzem in einem kriegerischen Zustande befunden" — der große nordische Krieg (Dänemark-Norwegen, Sachsen-Polen, Preußen und Peter der Große von Rußland gegen Karl den Zwölften von Schweden) endete 1721, und der spanische Erbfolgekrieg, in welchem Prinz Eugen „der edle Ritter" und Marlborough gegen Ludwig's des Vierzehnten Heere fochten, hatte auch erst vor wenigen Jahren ausgetobt — „und sowohl seine eigenen wie die Begebenheiten des Auslandes gaben den beliebten politischen Unterhaltungen reichlichen Stoff. Jetzt, wo eine friedlichere Zeit eingetreten war und man in größerer Ruhe politisiren konnte, nahm diese Neigung vielleicht eher zu als ab. Holberg hatte lange ein Auge gehabt für das Komische in dieser eingebildeten Staatsweisheit; sie hatte nicht allein ihn lachen gemacht, sondern auch ihn

erbittert. Noch früher als im „Kannengießer“ hatte er schon in einem der ersten Gesänge des „Peder Paars “mit der Thorheit gescherzt, daß selbst die am meisten Uneingeweihten wollen

— urtheilen in Regierung, Politik.
Nicht mischt ein Handwerksmann sich in gelehrte Dinge,
Gesteht, sein Wissen sei in solchem Fall geringe,
Wirft das Gewehr sogleich, spricht man von ihnen, hin
Und sagt: Ein Priester nicht, ein Bürger nur ich bin.
Von Staat und Politik jedoch kann Jeder prahlen,
Eine Schweinehirt selbst kann auf's Künstlichste sie malen,
Kennt jedes Ding genau und weiß dir auf ein Haar,
Was jedem Staate nützt, und was ihm bringt Gefahr.

Werlauff in seinen „Historischen Aufzeichnungen zu Holberg's Lustspielen“ sagt: „Es waren übrigens nicht allein einfache Bürgersleute, sondern auch Leute der mehr gebildeten Classe, welche es liebten, sich mit dem zu beschäftigen, was man damals politische Wissenschaften nannte (etwa was man heut' zu Tage unter staatsrechtlichen oder staatsökonomischen versteht), wie weit auch diese Wissenschaften von ihrem eigentlichen Berufe entfernt lagen.“ Zum Beweise dafür führt er aus dem 58. Theile des Zedler'schen Universallexikons folgende höchst charakteristische Aeußerung an „über einen deutschen Arzt Johann Christian Wolfen, Bruder des Leibarztes und Bibliothekars Friedrich's IV., Johann Conrad Wolfen, welcher 1696 „herein“ (in's Land) kam:

„Sein Bruder nahm ihn mit größester Freude auf; er kam allhier an einen Ort (Kopenhagen), da ihm die Augen allererst aufgingen, denn er fand nicht nur die vortrefflichsten Medicos, sondern recht ausbündige Politicos

und vollkommene Staatsleute. Als sein Bruder, ein wahrer Politicus, in politische Gespräche mit ihm gerieth, und er nun wohl sahe, wo es ihm fehlete, stiegen ihm die Thränen in die Augen, daß er nicht zu den politischen Wissenschaften gewöhnt war, sondern davon wenig oder gar nichts gehöret hatte, und beschloß sofort derselben sich noch zu bemächtigen, es möchte auch kosten, was es wollte, und bat seinen Bruder inständig, ihm hierzu zu gelangen mit guten Rathschlägen an die Hand zu gehen, der ihm dann die darinnen vorhandenen besten Bücher vorschlug, welcher er sich mit ganz ungemeinem Fleiße bedienete, dabei aber auch aus dem beständigen Umgang mit seinem Bruder und andern geschickten Männern ein Vieles erlernete."

„Wer", sagt Werlauff, „kann es hierbei unterlassen, an Hermann von Bremenfeld's Politica zu denken, in welche sein künftiger Schwiegersohn sich hineinstudiren sollte? Einige der Bücher, welche der Leibarzt zu diesem Zwecke seinem Bruder vorschlug, waren vielleicht grade dieselben, aus welchen der Kannengießer seine Weisheit geschöpft hatte." (Werlauff, Band 1. Seite 12 u. 13.) Daß Holberg in dieser komischen Darstellung politisirender Bürger jede unreife Staatsweisheit im Allgemeinen vor Augen hatte, stimmt überein mit seinem wiederholt dagegen geäußerten Hasse.

Vortrefflich war die Art und Weise, wie Holberg einen unberufenen Scribenten abfertigte, der sich zum Johann Ballhorn seines „Politischen Kannengießers" aufgeworfen hatte. Der oben genannte Boye sagt hierüber: „Nachdem Holberg seinen „Politischen Kannengießer" ge-

schrieben, ließ ein Mann, der schon vorher als mittelmäßiger Schauspiel-Verfasser aufgetreten war und 1723 das Lustspiel „Der sehende Blinde“ und 1724 „Die Weihnachtsstube und die Maskerade“ herausgegeben hatte, Joachim Richard Paulli, eine Umarbeitung des „Politischen Kannengießers“ erscheinen, in welcher er diese Komödie verbessert zu haben vermeinte. Vor diese verbesserte Ausgabe hatte er eine Dedication an Hans Mikkelsen (Holberg) drucken lassen, in welcher er diesen zwar dafür belobt, daß er den Muth gehabt, dies Lustspiel in dänischer Sprache zu schreiben, aber doch meint, daß ihm so viele Mängel anhafteten, daß seine (Paulli's) oder noch eine dritte „Umschmelzung“ vonnöthen sei, damit es „meritire, von braven Leuten gelesen und geliebt zu werden.“

Als Antwort darauf ließ Holberg ein Schreiben drucken, aus welchem wir Folgendes mittheilen wollen, weil es zeigt, wie der Dichter mit derlei Leuten umsprang:

„Mein lieber guter Monsieur!

Die Fehler und Schwächen, denen das menschliche Geschlecht und jeder Mensch im Besondern unterworfen ist, sind fast unzählig; einige aber sind größer, andere geringer. Die allerverwunderlichste Schwäche jedoch, welche man kaum ausdenken kann, ist die, daß ein Mensch an andern grade dasjenige belacht, was sein eigner Hauptfehler ist. Monsieur agirt bei der Umgießung dieses Kannengießers so vollkommen die Person Hermann's von Bremen, daß es scheinen könnte, es sei sein vorzüglichstes Augenmerk gewesen, an seiner Person zu zeigen, daß des Kannengießers Charakter nicht outrirt ist, sondern daß es

wirklich solche Leute giebt, welche die Dinge reformiren und umgießen wollen, von denen sie nicht die mindeste Idee oder Wissenschaft haben, nicht gewahrend, wie nöthig es sei, daß sie selbst zuerst umgegossen würden. Monsieur hat kürzlich, von derselben Passion getrieben, sich vorgenommen, nach seiner Façon Komödien umzugießen, welche hier seit einigen Jahren mit großem Applaus gespielt sind, und consequentirt seine Landsleute herzlich zu belachen, die so großes Gefallen an ihnen gefunden haben, mir zum Vorwurf machend, daß ich nicht ihn und andere in gleicher Weise habile Leute zu Rathe gezogen habe, bevor ich Derartiges vor die Augen des Volkes kommen ließ, ja vermeinend, daß, wenn es geschehen sei, selbiges Etwas habe werden können und unsre Originale die Schriften anderer braver Männer, wenn auch nicht erreichten, so doch einigermaßen ihnen nachkämen. Hierauf, mein lieber Monsieur! um zu beweisen, daß Eure Erinnerungen wohl begründet seien und Ihr Fug und Recht hättet, mit solcher Zuversicht und solchem Hohne über meine Arbeit zu reden und Euch nicht nur über den schlechten Geschmack zweier Reiche, sondern auch der umliegenden Städte zu moquiren, habt Ihr unternommen die Probe zu machen, zuerst diese Kannengießer-Geschichte umzugießen, welche Ihr in Eurem Eifer mit einer alten verschlissenen unbrauchbaren Kanne verglichen habt, die von Euch und andern in gleicher Weise habilen Leuten in eine andere Form gebracht werden müsse, um etwas Neues und Alamodisches daraus zu machen. Ich läugne es nicht, daß ich mich ob einer solchen Vorrede entsetzte und bei mir selbst dachte: Was sind wir doch, wir Menschen! Hier

haben wir in einem ganzen Lande Wesen von Dingen gemacht, deren Ungereimtheit ein braver Mann nun uns klar macht! Als ich dann aber die Vorrede aufs Neue durchlas und gewahrte, daß der Autor dieser Critique derselbe sei, welcher Autor einiger andern hier gedruckten Originale ist, kam mir gleich der Athem wieder, und ganz erholte ich mich, als ich den Anfang des ersten Actes sah. Ja, mein Zorn verwandelte sich in Mitleid lange bevor ich ans Ende dieser neu umgegossenen Komödie kam, in der ich ein beachtenswerthes Stück häßlich defigurirt sah, und — um bei dem Bilde zu bleiben — ein altes wohl gearbeitetes Gefäß zu einer wüsten Masse und einem unförmlichen Klumpen umgegossen fand, so daß es Ihm beim Reformiren von Komödien auf ein Haar ergangen ist, wie dem „Politischen Kannengießer" beim Reformiren des Staates, dessen Exempel er auch, wie ich hoffe, bei der Katastrophe befolgt durch's Verbrennen oder Verauctioniren der Schriften, deren Lesen ihn zu solchem Thun brachte, gleichwie der „Politische Kannengießer" es mit seinen politischen Nachtischen und Stockfischen machte, die ihm die Grillen beibrachten, daß Hamburg nothwendiger Weise zu Grunde gehen müsse, wenn er nicht Bürgermeister werde."

Nachdem Holberg nun seinem Johann Ballhorn in zehn verschiedenen „Güssen" die Ungereimtheiten nachgewiesen, die derselbe sich hatte zu Schulden kommen lassen, fährt er fort: „Eine Komödie so zu verbessern nnd dabei zu denken, sie mit größerer Wirkung vor urtheilsfähigen Zuschauern aufzuführen, das ist ja, als wollte man einem jungen Freier Nase und Ohren abschneiden und sagen: So

müßt Ihr geschaffen sein, mein Freund! wenn Ihr Euer Glück durch Heirath zu machen gedenkt."

Die übrigen Komödien Holberg's, deren man dreißig oder sechsunddreißig zählt, je nachdem man die Prologe als Stücke mitrechnet, sind natürlich an Werth ungleich, manche unter ihnen erwiesen sich aber als nachhaltig wirksam und behaupteten sich das ganze Jahrhundert hindurch nicht nur in Dänemark-Norwegen, sondern auch in Deutschland. Ja, noch zu Anfang unsers Jahrhunderts machte sich Kotzebue über einige her und brachte sie mit mehr oder weniger Glück wieder auf die Bühne.

In Kopenhagen üben noch heut' zu Tage die bessern der Holberg'schen Lustspiele auf das Publicum einen wahren Zauber aus, und die ausgezeichnetsten Komiker halten die Darstellung der Hauptrollen derselben für die dankbarste Aufgabe.

Daß Holberg nicht selten fremde Sujets benutzte, kann ihm kaum verargt werden. Bald waren es lateinische Dichter, wie Plautus, bald italienische, wie Gherardi, bald wieder französische, wie Molière, Dufresny oder Scarron, an die er sich anlehnte. Selbst dies unverschwiegen, bleibt ihm als Eigenthum doch eine Fülle von Schöpferkraft, ein Reichthum an genialen Einfällen, so daß er wie ein Riese unter seinen Zeitgenossen, ja unter sämmtlichen dramatischen Dichtern seiner Nation dasteht.

Freilich, seine Witze sind nicht selten derb, allein gesunder Sinn und unverdorbener Geschmack haben sich seit anderthalb Jahrhunderten weidlich an ihnen ergötzt, und so wird es sicher noch lange bleiben.

Wenn die vorstehenden kurzen Notizen über den berühmten dänischen Lustspieldichter die Leser auf Eingehenderes begierig gemacht haben, so verweise ich sie auf das treffliche Werk von Robert Prutz: „Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften (Stuttgart und Augsburg 1857)“, an welches ich mich vielfach glaubte anlehnen zu dürfen.

Der politische Kannengießer.

Komödie in fünf Acten.

Personen.

Hermann von Bremen.
Gesche, seine Frau.
Engelke, seine Tochter.
Antonius, ihr Liebhaber.
Heinrich, Lehrbursche beim Kannengießer.
Annecke, Dienstmagd.
Gert, Kürschner.
Franz, Messerschmied.
Sievert, Zolleinnehmer,
Richard, Bürstenbinder.
Der Wirth.
Arianke, Grobschmiedin.
Peter, Lehrling bei Hermann von Bremen.

Abrahams, Sanderus } angebliche Rathsherren
Christoph, Jochen } ihre Diener

Madame Abrahams
Madame Sanderus
Eine dritte Rathsherrnfrau
Zwei Advokaten
Der Zunftmeister der Hutmacher
Des Zunftmeisters Gegner
} verstellte Personen.

Ein Lakai.
Zwei Knaben.
Ein Mädchen.

Erster Act.

Erste Scene.

Antonius.

Antonius. Wahrhaftig, das Herz steckt mir in der Kehle; denn ich beabsichtige mit Meister Hermann zu reden und um seine Tochter anzuhalten, mit der ich lange verlobt bin, aber heimlich. Dies ist nun das dritte Mal, daß ich auf dem Wege bin. Bis jetzt bin ich jedes Mal umgekehrt, und wäre es nicht der Schande halber und wegen der Vorwürfe, die meine Mutter mir macht, dann ginge es heute gerade ebenso. Es ist ein Naturfehler, eine angeborene Furchtsamkeit, die ich nicht überwinden kann; so oft ich anklopfen will, ist es just, als wenn Jemand meine Hand zurück hielte. Aber frischen Muth, Antonius! Frisch gewagt, ist halb gewonnen! Es hilft nichts Anderes, du mußt dran! — Aber ein Bischen sich putzen, könnte nicht schaden, denn die Leute behaupten, daß Meister Hermann seit einiger Zeit etwas eigen geworden ist.

(Er nimmt sein Halstuch ab und bindet es wieder um, zieht einen Kamm aus der Tasche und kämmt sich das Haar und reinigt sich die Schuhe.)

Jetzt möchte ich wohl einigermaßen passabel sein; jetzt will ich anklopfen. Sieh doch nur! Wahrhaftig, ist es nicht,

als wenn Jemand meine Hand hielte? Haha, Courage, Antonius! Du hast ja doch ein gutes Gewissen. Ich hole mir schlimmsten Falles doch nur ein Nein.

(Er klopft an.)

Zweite Scene.

Heinrich. Antonius.

Heinrich (ein Butterbrot verzehrend). Diener, Meister Antonius! Wen wünscht Ihr zu sprechen?

Antonius. Ich möchte mit Meister Hermann reden, wenn er allein ist.

Heinrich. O ja, allein ist er allerdings, er sitzt aber justement und liest.

Antonius. Dann ist er gottesfürchtiger, als ich bin.

Heinrich. Wenn eine Verordnung erschiene, daß „Hercules“ [1]) eine Postille sein solle, dann, glaube ich, könnte er predigen, wenn es sein müßte.

Antonius. Aber lassen seine Arbeiten ihm denn Zeit genug übrig, um dergleichen Bücher zu lesen?

Heinrich. Ihr müßt wohl bedenken, daß mein Meister Zweierlei zu thun hat, er ist nämlich erstens Kannengießer und zweitens Politicus.

Antonius. Das reimt sich aber schlecht zusammen.

Heinrich. Dieselbe Bemerkung haben wir auch bereits gemacht, denn wenn er Etwas arbeitet, was übrigens nur selten geschieht, dann sieht es so politisch aus, daß wir es wieder umgießen müssen. Wollt Ihr ihn aber sprechen, so geht nur geradesweges in die Wohnstube.

Antonius. Ich bin in einer wichtigen Angelegenheit hier, Heinrich; denn — unter uns gesagt — ich habe die Absicht, um seine Tochter anzuhalten, mit der ich so lange schon verlobt bin.

Heinrich. Meiner Treu'! Da habt Ihr Recht, das ist ein wichtiges Anliegen. Aber hört, Meister Antonius! Ihr dürft mir es nicht übel nehmen, wenn ich Euch einen guten Rath gebe: Denkt Ihr daran, mit Eurem Antrage Erfolg zu haben, so müßt Ihr Eure Worte etwas auf Schrauben stellen, recht zierlich reden; denn seit einiger Zeit ist er verflucht kuriös geworden.

Antonius. Nein wahrlich, das thu' ich nicht, Heinrich; ich bin ein ehrlicher, braver Handwerker, der keine Complimentationen gelernt hat. Ich sage nur frisch von der Leber weg, daß ich seine Tochter liebe und sie zum Weibe haben will.

Heinrich. Nichts weiter? Ja, dann gebe ich meinen Kopf zum Pfande, daß Ihr sie nicht erhaltet. Zum wenigsten müßt Ihr Eure Anrede beginnen mit: Sintemal, oder: Alldieweil! Ihr müßt wissen, Meister Antonius, daß Ihr es mit einem studirten Manne zu thun habt, der Tag und Nacht politische Bücher liest, so daß er darüber verrückt werden könnte. Das, was er in letzter Zeit an seinen Hausbewohnern zumeist zu tadeln gefunden hat, ist, daß wir Alle mit einander solch ein gemeines Wesen an uns hätten; sonderlich an mir hat er es entdeckt und nennt meinen Namen nicht, ohne mich einen liederlichen, gemeinen Schlingel zu schelten. Verflossene Woche wollte er mit aller Teufel Gewalt durchsetzen, daß die Meisterin[2]) eine Adriane[3]) tragen sollte, obgleich er

keiner Wege damit kam; denn unsre Meisterin ist eine gottesfürchtige, ehrbare Frau, die eher sich das Leben nehmen ließe, als daß sie ihre alte Schooßjacke ablegte. Er geht mit irgend Etwas schwanger, was zum Kukuk es auch sein möge; deßhalb, soll Eure Freierei Euch glücken, dann müßt Ihr meinem Rathe folgen.

Antonius. Ich liebe, meiner Treu', die krummen Wege nicht, sondern gehe grade aus.

Dritte Scene.

Heinrich (allein).

Heinrich. Die größte Schwierigkeit bei der Freierei besteht darin, wie man seinen Antrag anfangen soll. Ich selbst bin einst auf die Freite gegangen, konnte aber vierzehn Tage lang nicht ersinnen, was ich vorbringen müßte. Ich wußte recht wohl, daß man zu sagen habe: Sintemal oder: Alldieweil; darin aber lag das Unglück, daß ich auf keine Weise die Worte zusammenbringen konnte, die diesem Sintemal oder Alldieweil angehängt werden sollten. Zuletzt dieser elenden Plage überdrüssig, ging ich hin zu Jakob Schulmeister und kaufte mir ein Formular für acht Schillinge; denn so viel kostet jedes Exemplar bei diesem. Die Geschichte lief jedoch für mich ganz verteufelt schlecht ab; denn ich blieb stecken, als ich mitten in der Rede war, konnte mich durchaus nicht auf den Rest besinnen und genirte mich doch, das Papier aus der Tasche zu holen. Sowohl vorher als nachher habe ich meine Rede ganz perfect gewußt, als wenn's mein Vaterunser gewesen wäre; als ich sie aber im Ernste benutzen wollte, war sie mir

durch die Latten gegangen. Sie lautete übrigens folgendermaßen: „Nächst dienstlichen Salutems Gruße bin ich Heinrich Andersen aus wohlberathener Gesinnung, Trieb und Antrieb erschienen, Euch kund und zu wissen zu thun, daß ich nicht mehr als Andre von Stock und Stein bin; und sintemal Alles in der Welt Liebe in sich verspürt, sogar unvernünftige Thiere, so habe ich mit Gott und meinem Gewissen mich hier eingestellt, unwürdig Euch zu meiner Herzallerliebsten[4]) zu begehren und zu verlangen.“ Gibt irgend Jemand mir meine acht Schillinge wieder, will ich ihm sie gern überlassen. Sie ist das Geld unter Brüdern werth; denn das sollte ich doch meinen, wer eine solche Rede zu halten im Stande ist, kann zur Ehehälfte erhalten, weß braven Mannes Tochter es auch sei. Aber da kommt der Alte[5]); ich muß mich aus dem Staube machen.

Vierte Scene.

Hermann von Bremen. Antonius.

Hermann. Für sein gutgemeintes Anerbieten soll Er Dank haben, Monsieur Antonius; Er ist ein netter, passabler Mensch; ich glaube schon, daß meine Tochter mit Ihm ganz wohl daran wäre. Aber ich möchte doch gar zu gern Einen zum Schwiegersohn haben, der seine Politica studirt hätte.

Antonius. Mein lieber Monsieur Hermann von Bremen! Damit kann man aber doch nicht Frau und Kinder ernähren.

Hermann. Nicht? Meint Ihr, ich denke als Kannengießer zu sterben? Ihr werdet es sehen, bevor ein halbes

Jahr zu Ende ist. Ich hoffe, wenn ich den „Europäischen Herold“ [6]) durchgelesen habe, wird man mich nöthigen, einen Sitz im Rathe anzunehmen. Den „Politischen Nachtisch“ weiß ich bereits an meinen Fingern herzusagen, aber der macht den Kohl nicht fett. Der Autor sollte sich eigentlich schämen, daß er nicht ausführlicher gewesen ist. Ihr kennet doch wohl das Buch?

Antonius. Nein, keinesweges.

Hermann. Gut, dann leihe ich Euch mein Exemplar. So klein das Buch auch ist, so gut ist es; meine ganze Politica habe ich aus diesem Buche sowie aus „Herculus und Herculiscus.“

Antonius. Letzteres ist ja aber nur nur ein Roman.

Hermann. Allerdings; aber Gott gebe, daß die Welt von solchen Romanen voll wäre. Ich befand mich vor einigen Tagen an einem gewissen Orte, wo ein vornehmer Mann mir ins Ohr flüsterte: Wer dies Buch mit Nachdenken gelesen hat, kann das größte Amt verwalten, ja, ein ganzes Land regieren.

Antonius. Aber, bester Meister, wenn ich mich aufs Lesen legen will, versäume ich indessen mein Handwerk.

Hermann. Ich sage Euch, Monsieur! ich habe nicht die Absicht, lange bei der Kannengießerei zu bleiben; ich hätte sie eigentlich im Grunde schon lange aufgeben sollen; denn hundert brave Leute hier in der Stadt haben mir gesagt: Hermann von Bremen! Ihr müßtet ganz etwas Anderes sein. Ja, es ist nur einige Tage her, da ließ ein Bürgermeister im Rathe die Worte fallen: Hermann von Bremen wäre zu etwas Besserem gut, als zu einem Kannengießer; der Mann trägt es in sich, wie es Mancher

im Rathe vergeblich bei sich suchen muß; — woraus Ihr den Schluß leicht ziehen könnt, daß ich nicht als Kannengießer sterben werde. Möchte deshalb gern Jemanden zum Schwiegersohne haben, der sich auf die Staatssachen legt, denn ich erwarte, daß er ebensogut wie ich eines Tages in den Rath kommen werde. Wollt Ihr nun mit dem politischen Nachtisch beginnen, dann will ich Euch alle Sonnabend examiniren, wie weit Ihr avancirt seid.

Antonius. Nein, wahrlich, das will ich nicht; ich bin zu alt, um noch einmal in die Schule zu gehen.

Hermann. Ja, dann seid Ihr freilich auch nicht dazu geschaffen, mein Schwiegersohn zu werden. Adieu!

(Geht.)

Fünfte Scene.

Antonius. Gesche. Später zwei Jungen.

Gesche. Ja, es ist schrecklich mit meinem Manne! Nie ist er zu Hause und kümmert sich um sein Geschäft. Ich würde gern Etwas drum geben, wenn ich nur wüßte, wohin er immer geht. Aber sieh, Monsieur Antonius! Geht Er hier so allein? Will Er nicht näher treten?

Antonius. Nein, danke, Frau Meisterin, dazu bin ich zu gemein.

Gesche. Ei, welch ein Geschwätz ist das!

Antonius. Eurem Manne sind politische Grillen in den Kopf gestiegen und ein Bürgermeister[7]) ist ihm in den Magen gefahren. Er guckt Handwerkern, wie mir und meines Gleichen, über die Achseln; er dünkt sich klüger zu sein als ein Notarius politicus[8]).

Gesche. Der Narr! Der Thor! Nehmet Ihr Rücksicht auf ihn? Eher glaube ich, daß er ein Lump wird und sein Brot erbetteln muß, als daß er Bürgermeister wird. Lieber Antonius! Laßt Euch nicht irre machen und bewahrt trotz seiner Thorheit meiner Tochter die Liebe, die Ihr für sie hegt.

Antonius. Von Bremen schwört darauf, daß sie Niemanden als einen Politicus haben solle.

Gesche. Eher werde ich ihr den Hals umdrehen, als daß sie einen Politicus heirathen soll. In alten Zeiten nannte man ja einen Schelm einen Politicus.

Antonius. Ich beabsichtige auch keiner zu werden. Ich will mich redlich mit meiner Stellmacherei ernähren. Meinem seligen Vater brachte diese das tägliche Brot, und ich hoffe, daß sie auch mich ernähren wird. Aber hier kommt ein Junge, der Euch sprechen will.

(Ein Junge kommt.)

Gesche. Was willst Du, mein Kind?

Der Junge. Ich möchte gern Meister Hermann sprechen.

Gesche. Er ist nicht zu Hause, kannst Du es nicht an mich ausrichten?

Der Junge. Ich sollte von meiner Madame fragen, ob die Schüssel fertig wäre, die sie vor drei Wochen bestellt hat? Wir haben zehn Mal uns darnach erkundigt, werden aber immer mit Geschwätz abgefertigt.

Gesche. Mein Sohn, sag Deiner Madame, sie möchte es nicht übel nehmen. Die Schüssel soll bestimmt morgen fertig sein.

(Der Junge geht.)

Ein anderer Junge (kommt herein). Ich sollte zum letzten Mal fragen, ob die Teller endlich fertig wären oder nicht. Sie hätten gemacht und verbraucht sein können, seitdem wir sie bestellten. Meine Madame schwur hoch und theuer, daß Ihr für's Erste keine Arbeit wieder von uns erhalten solltet.

Gesche. Höre, bester Junge, wenn Du später etwas bestellst, dann richte es bei mir aus. Mein Mann heuet zuweilen im Monde[9]), so daß man nicht mit ihm sprechen kann. Du kannst mir aufs Wort glauben, die Teller sollen Sonnabend fertig sein. Adieu!

(Der zweite Junge geht.)

Gesche. Hier seht Ihr, mein lieber Antonius, wie es in unserem Hause hergeht. Durch die Nachlässigkeit meines Mannes verlieren wir eine Kundschaft nach der andern.

Sechste Scene.

Heinrich. Gesche und Antonius.

Heinrich. Draußen wartet der Mann, Meisterin, der das Geld für die acht Tonnen Kohlen haben will.

Gesche. Ja, woher das Geld nehmen? Er muß warten, bis mein Mann nach Hause kommt. Kannst Du mir nicht sagen, wohin mein Mann Tag aus, Tag ein seinen Gang hat?

Heinrich. Nun, wenn die Meisterin reinen Mund halten wollte, könnte ich schon Einiges verrathen.

Gesche. Ich schwöre Dir, Heinrich, daß ich kein Wort ausplaudern will.

Heinrich. Alle Tage wird ein Collegium gehalten, welches sie Collegium polemiticum nennen, wo mehr als

zwölf Personen zusammen kommen und sich über Staatsangelegenheiten unterhalten.

Gesche. Wo wird diese Versammlung gehalten?

Heinrich. Meisterin darf dies nicht Versammlung nennen; es heißt Collegium.

Gesche. Wo wird denn dies Collegium gehalten?

Heinrich. Es wird abwechselnd, heute bei Diesem, morgen bei Jenem abgehalten; heute (aber mich ja nicht verrathen!) ist es hier im Hause.

Gesche. Ha, ha! Nun begreife ich, warum ich heute durchaus Annecke, die Frau des Schmiedes, besuchen sollte.

Heinrich. Die Meisterin kann ja auch ein Stündchen ausgehen, dann aber zurückkehren und die Gesellschaft überrumpeln. Gestern hielten sie das Collegium bei Jens Bierzapfer; da sah ich sie Alle an einem Tische sitzen und unsern Meister obenan.

Gesche. Kanntest Du einige von ihnen?

Heinrich. Allerdings, ich kenne sie Alle. Laßt mal sehen: Meister und der Wirth des Hauses waren zwei; Franz Messerschmied drei, Christoph Maler vier, Gilbert Tapetenschmierer fünf, Christian Färber sechs, Gert Kürschner sieben, Henning Brauer acht, Sievert Zolleinnehmer neun, Niels Schreibmeister zehn, David Schulmeister eilf und Richard Bürstenbinder zwölf.

Antonius. Das sind auch die rechten Kerle, um über Staatsangelegenheiten zu reden! Hörtet Ihr nicht, was sie schwatzten?

Heinrich. Ich hörte es wohl, allein ich verstand bitterwenig davon: Ich hörte wohl, daß sie den Kaiser sammt

Königen und Kurfürsten absetzten und Andre wieder auf die Throne hoben. Nun sprachen sie von Zoll, dann von Accise und Consumtion, nun von unfähigen Leuten, die im Senate säßen; nun von Hamburgs Emporkommen und der Hebung des Handels; nun schlugen sie nach in Büchern, dann suchten sie auf Landkarten herum. Richard Bürstenbinder saß mit einem Zahnstocher in der Hand, so daß ich glaube, daß er eine Art von Secretär im Collegium vorstellte.

Antonius. Ha, ha, ha! Sobald ich ihm begegne, werde ich ihn fürwahr mit einem: Guten Tag, Herr Secretär! begrüßen.

Heinrich. Ja, aber reinen Mund gehalten! Möge der Teufel es mit Leuten zu thun haben, welche Könige und Fürsten, ja sogar Bürgermeister und Rath absetzen.

Gesche. Spricht mein Mann auch mit?

Heinrich. Nicht viel; er sitzt nur und grübelt und nimmt eine Prise Taback, während die Andern sprechen, und wenn diese fertig sind, gibt er sein Urtheil ab.

Gesche. Kannte er Dich denn nicht?

Heinrich. Er sah mich nicht; denn ich war in einer andern Stube, und wenn er mich auch gesehen, hätte seine Vornehmheit ihm nicht erlaubt mich zu beachten; denn er machte eine Miene, wie ein Kreisoberst[10]), wie der erste Bürgermeister, wenn er einem Minister Audienz gibt. Leute, sobald sie ins Collegium kommen, werden gleichsam umnebelt, so daß sie selbst ihre besten Freunde nicht mehr sehen können.

Gesche. Ach, ich armes Weib! Dieser Mann bringt uns noch alle ins Unglück, wenn Bürgermeister und Rath

erfahren, daß er so sitzt und den Staat reformirt. Die guten Leute hier in Hamburg wollen keine Reformation. Seht nur zu, ob wir nicht eine Wache vors Haus bekommen, bevor wir es ahnen, und mein guter Hermann von Bremen ins Gefängniß geworfen wird.

Heinrich. Das kann allerdings geschehen, denn der Rath hat seit der Zeit, wo die Kreistruppen in Hamburg lagen, nie so viel zu sagen gehabt, wie gerade jetzt. Die ganze Bürgerschaft würde nicht im Stande sein, den Meister zu beschützen.

Antonius. Lappalie! Solche Leute sind zu belachen. Was können Kannengießer, Maler oder Bürstenbinder von Staatsangelegenheiten verstehen? Der Rath wird sich eher darüber ergötzen, als sich davor fürchten.

Geschr. Nun, jedenfalls will ich sehen, ob ich sie nicht überrumpeln kann. Laßt uns so lange hinein gehen.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Hermann. Heinrich. Später das Collegium politicum.

Hermann. Heinrich, mach' nun Alles fertig. Krüge und Pfeifen auf den Tisch! Recht so — da sind sie!

(Heinrich macht Alles fertig. Einer nach dem Andern tritt herein. Sie setzen sich an den Tisch und Hermann nimmt obenan Platz.)

Hermann. Seid mir gegrüßt allerseits, Ihr werthen Männer! Wo blieben wir doch zuletzt stehen?

Richard, Bürstenbinder. Es war, meine ich, zuletzt von deutschen Interessen die Rede.

Gert, Kürschner. Ganz recht, ich besinne mich. Im nächsten Reichstage wird sich Alles aufklären. Wenn ich doch nur eine Stunde da wäre! Ich würde dem Kurfürsten von Mainz etwas ins Ohr flüstern, wofür er mir danken sollte. Diese guten Leute wissen gar nicht, worin Deutschlands Interesse besteht. Wo hätte man je gehört von einer kaiserlichen Residenz ohne Flotte, zum mindesten ohne Galeeren? Sie könnten zur Vertheidigung des Reiches eine Reichsflotte halten; wir müssen ja genug Kriegssteuern und Römermonate zahlen. Seht, ob der Türke nicht klüger ist! Wir können nie besser Krieg führen lernen, als von ihm. Es sind ja Wälder genug, sowohl in

Oestreich als in Prag, sowohl zu Schiffen als auch zu Masten, wenn man sie nur verwenden wollte. Hätten wir in Oestreich oder Prag eine Flotte, dann ließe der Türke oder Franzos es wohl bleiben, Wien zu belagern, und wir könnten gerades Weges nach Konstantinopel marschiren; allein Niemand denkt an so Etwas.

Sievert, Zolleinnehmer. Nein, keine Mutterseele! Unsere Vorfahren sind weit klüger gewesen. Es kommt Alles auf die Anstalten an. Deutschland ist jetzt nicht größer als in alten Tagen, da wir uns rühmlich nicht nur gegen alle unsere Nachbaren vertheidigten, sondern große Stücke von Frankreich eroberten und Paris zu Lande und zu Wasser belagerten.

Franz, Messerschmied. Aber Paris ist ja keine Seestadt!

Sievert. Dann muß ich meine Landkarte schlecht verstehen. Ich weiß wohl, wo Paris liegt. Hier liegt ja England; rechts — hier, wo ich meinen Finger halte, läuft die Canaille[11]), hier liegt Bordeaux, und hier Paris.

Franz. Nein, Bruder, hier liegt ja Deutschland, und hier, nahe dabei, ja Frankreich, was mit Deutschland zusammenhängt, ergel kann ja Paris keine Seestadt sein.

Sievert. Ist denn kein Meer bei Frankreich?

Franz. Bewahre! Ein Franzmann, welcher das Ausland nicht bereiste, kennt weder Schiffe noch Böte. Frage nur Meister Hermann! Ist es nicht, wie ich sage, Meister Hermann?

Hermann. Ich werde sogleich den Streit schlichten. Heinrich, reich' uns mal eine Landkarte von Europa! Dankwart's Landkarte!

Wirth. Da, nehmt diese. Sie hat aber einen Riß erhalten.

Hermann. Hat Nichts zu sagen. Ich weiß wohl, wo Paris liegt, will aber nur die Karte haben, um die Andern zu überzeugen. Seht Ihr nun, Sievert! hier liegt Deutschland.

Sievert. Darin habet Ihr Recht; ich sehe es am Donaustrome, welcher hier liegt.

(Indem er auf den Donaustrom zeigt, stößt er den Krug mit dem Ellenbogen um, so daß die Karte überschüttet wird.)

Wirth. Der Donaustrom scheint eine Ueberschwemmung angerichtet zu haben.

(Allgemeines Gelächter.)

Hermann. Hört, gute Leute! Wir reden hier so viel von fremden Völkern, laßt uns von Hamburg sprechen; diese Materie wird uns Stoff genug zur Unterhaltung liefern. Es ist mir oft in den Sinn gekommen, wie es wohl zugehen mag, daß wir keine Ansiedelungen in India besitzen, sondern alle Waaren von Fremden kaufen müssen. Das ist ein Gegenstand, den Bürgermeister und Rath wahrhaftig wohl in Erwägung zu ziehen sich berechtigt halten dürften.

Richard. Redet nicht von Bürgermeister und Rath; sollen wir warten, bis diese daran denken, dann können wir lange warten. Hier in Hamburg sucht ein Bürgermeister einzig und allein darin seinen Ruhm, der löblichen Bürgerschaft möglichst straffe Zügel anzulegen.

Hermann. Ich meine, ihr guten Leute, daß es noch nicht zu spät ist; denn warum sollte der König in India uns nicht eben so gut den Handel vergönnen, wie den

Holländern, welche Nichts dahin zu senden haben als Käse und Butter, die gewöhnlich unterweges schon verdirbt? Ich bin der Ansicht, daß wir wohl daran thäten, wenn wir bei dem Rathe einen dahin zielenden Antrag einreichten. Wie viele sind unser hier beisammen?

Wirth. Unser sind nur sechs, und die andern sechs, glaube ich, kommen heute nicht mehr.

Hermann. Schon genug. Welcher Meinung seid Ihr, Herr Wirth? Laßt uns abstimmen.

Wirth. Ich bin durchaus nicht für den Vorschlag, denn derartige Reisen entführen unsrer Stadt nur eine Anzahl braver Leute, Leute, denen ich meinen täglichen Schilling verdanke.

Sievert. Ich bin der Meinung, daß man mehr der Stadt Bestes als sein eigenes Interesse im Auge haben müsse, und daß der Vorschlag Meister Hermann's der vortrefflichste sei, der jemals gemacht werden könnte; jemehr Handel wir treiben, desto mehr muß die Stadt floriren; je mehr Schiffe hier anlegen, desto besser ist es auch für uns armen Schlucker. Doch dies Letztere ist nicht der hauptsächlichste Grund, weshalb ich den Vorschlag gutheiße, sondern das Wohlergehen und der Nutzen der Stadt veranlassen mich einzig und allein, ein gutes Wort dafür einzulegen.

Gert. Ich kann durchaus nicht diesem Vorschlage beistimmen, sondern rathe vielmehr zur Errichtung von Compagnien auf Grönland an der Davidsstraße, denn solcher Handel ist der Stadt weit ehrenvoller und würdiger.

Franz. Ich bemerke, daß Gerts Votum mehr von seinem eigenen Nutzen als von seinem Wunsche, der Stadt

Bestes zu fördern, eingegeben ist; denn bei den indianischen Reisen bedarf man des Kürschners nicht so sehr, wie bei den nordischen Reisen. Ich meines Theils halte dafür, daß der indianische Handel alle anderen an Wichtigkeit übertrifft; denn in Indien kann man bisweilen für ein Messer, eine Gabel oder eine Schere ein Stück Gold erhalten, das ebenso viel wiegt. Wir müssen es so einrichten, daß die Vorschläge, die wir beim Rathe einreichen, nicht nach Eigennutz riechen; denn in diesem Falle würden wir nicht weit damit kommen.

Richard. Ich bin derselben Meinung wie Niels Schreiber.

Hermann. Du votirst wie ein Bürstenbinder. Niels Schreiber ist ja gar nicht zugegen! Aber was will das Weib hier? Da ist meiner Treu meine Frau!

Zweite Scene.

Gesche. Collegium politicum.

Gesche. Seid Ihr hier, Ihr Tagediebe? Es wäre wahrlich besser, Ihr arbeitetet, oder zum wenigsten, daß Ihr ein Einsehen mit den Euren hättet. Wir verlieren eine Arbeit über die andere durch Eure Thorheiten.

Hermann. Schweige, Frau! Du wirst Frau Bürgermeisterin, bevor Du ein Wort davon weißt. Meinst Du, daß ich meine Zeit todtschlage? Ha, ha, ich arbeite zehn Mal mehr, als Ihr Alle im Hause. Ihr Andern arbeitet nur mit den Händen, aber ich mit dem Hirne.

Gesche. Alle verrückten Leute thun das auch. Sie bauen Luftschlösser, wie Ihr, und zerbrechen sich den Kopf

mit Thorheit und Tollheit, indem sie sich einbilden, Wunder was für wichtige Dinge sie treiben, und ist Alles doch nur eitel Wind.

Gert. Wäre das meine Frau, das sollte sie nicht zwei Mal sagen.

Hermann. Ach, Gert, ein Politicus darf sich dadurch nicht irre machen lassen. Vor einigen, ich will sagen drei Jahren hätte ich meiner Frau wegen solcher Reden den Rücken heimgesucht, aber seitdem ich begann mich auf die Politik zu legen, habe ich sothanes verachten gelernt. Qui nescit simulare, nescit regnare [12]), sagt ein alter Politicus, welcher kein Dummbart war; ich meine, er hieß Agrippa oder Albertus Magnus; denn das ist das Fundament aller Politik in der Welt. Wer nicht vertragen kann, ein böses Wort von einem tollen, aufgebrachten Weibe zu hören, der ist für einen hohen Beruf nicht geschaffen. Kaltblütigkeit ist die erste aller Tugenden und der Edelstein, welcher Regenten und Obrigkeiten am meisten zieret. Demnach bin ich der Ansicht, daß in unsrer guten Stadt Niemand Sitz im Senate erhalten sollte, bevor er nicht Proben seiner Kaltblütigkeit abgelegt und den Beweis geliefert hat, daß er sowohl Scheltworte als Hiebe und Ohrfeigen geduldig ertragen könne. Ich bin von Natur hitzig; allein ich bestrebe mich, dies durch Studium zu überwinden. Ich habe in der Vorrede eines Buches, welches „Der politische Stockfisch“ [13]) heißt, gelesen, daß Jemand, wenn er vom Zorne überwältigt werde, bis zwanzig zählen müsse, inzwischen lege sich der Zorn meistens.

Gert. Das würde mir nicht helfen, und wenn ich bis hundert zählte.

Hermann. Dann tauget Ihr auch zu nichts Anderem, als zu einem Subaltern-Beamten. Heinrich! Gieb meiner Frau einen Krug Bier dort hin an jenen kleinen Tisch.

Gesche. Ha, Du Schlingel! Meinst Du, ich wäre hierhergekommen, um zu trinken?

Hermann. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, funfzehn, sechszehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwanzig. Nun ist es schon vorüber! Höre Mütterchen! In solchem Tone darfst Du zu Deinem Manne nicht reden, das klingt so entsetzlich.

Gesche. Ist es denn vornehmer zu betteln? Hat nicht jede Frau Ursache zu schelten, wenn sie solch einen Tagedieb zum Manne hat, der sein Hauswesen so arg versäumt und Frau und Kinder Noth leiden läßt?

Hermann. Heinrich! Reich' ihr ein Glas Branntwein, denn sie ereifert sich.

Gesche. Heinrich! Gib meinem Manne, dem Schlingel, eine Ohrfeige.

Heinrich. Thut das lieber selbst. Ich befasse mich nicht gern mit derartigen Comissionen.

Gesche. Dann will ich es selbst übernehmen.

(Gibt Hermann von Bremen eine Ohrfeige.)

Hermann. Eins, zwei, drei, vier (bis zwanzig; dann thut er, als wolle er wieder schlagen, besinnt sich aber und fängt aufs Neue an bis zwanzig zu zählen). Wenn ich kein Politicus wäre, dann solltest Du schwer büßen.

Gert. Wenn Ihr nicht Eure Frau im Zaum halten wollt, dann will ich es. Hinaus! Hinaus!

(Schiebt Gesche hinaus, welche noch draußen schilt.)

Dritte Scene.

Collegium politicum. Heinrich.

Gert. Ich will es ihr beibringen, ein ander Mal hübsch zu Hause zu bleiben. Das muß ich gestehen, wenn es politisch gehandelt heißt, sich von seiner Frau so herunter machen zu lassen, dann werde ich in meinem Leben kein Politicus.

Hermann. Ach, ach. Qui nescit simulare, nescit regnare, das ist leicht gesagt, aber wahrhaftig nicht leicht gethan. Ich muß gestehen, es war ein großer Scandal, den mir meine Frau gemacht hat. Ich glaube wahrhaftig, ich laufe ihr nach und prügle sie noch auf der Straße; doch eins, zwei, drei — (bis zwanzig). Nun ist es vorüber; laßt uns nun von andern Sachen reden.

Franz. Die Weiber haben hier in Hamburg viel zu viel zu sagen.

Gert. Ja, das ist wahr; ich habe schon lange im Sinne, mit Bezug hierauf einen Vorschlag zu machen. Aber es hat so seine Bedenklichkeiten, es mit ihnen zu verderben. Der Vorschlag ist im Uebrigen ganz gut.

Hermann. Wie lautet der Vorschlag?

Gert. Er besteht aus einigen wenigen Artikeln. Erstens: Ich meine, daß der Ehe-Contract nicht auf ewig, sondern nur für gewisse Jahre geschlossen werden sollte, so daß der Mann, wenn er nicht mehr mit seiner Ehe-

hälfte zufrieden wäre, mit einer andern einen Contract schließen könnte, aber ebenso wie bei der Hausmiethe verbunden sein sollte, ein Vierteljahr vor Fahrniß ihr zu kündigen. Die Fahrniß könnte Ostern und Michaelis sein. Wäre er mit ihr zufrieden, könnte der Contract erneuert werden. Glaubet mir, wenn ein solches Gesetz erlassen würde, fände man nicht eine böse Frau in Hamburg, sondern eine jede würde bemüht sein, dem Manne Alles an den Augen abzusehen[14]), um den Contract verlängert zu erhalten. Habt Ihr Männer unsrer guten Stadt Hamburg etwas gegen diesen Artikel einzuwenden? Franz, Du lächelst so spitzbübisch; Du stimmst gewiß nicht damit überein. Laß hören!

Franz. Aber könnte nicht zu Zeiten eine Frau ihre Rechnung dabei finden, von einem Manne geschieden zu werden, welcher sie entweder schlecht behandelte oder ein Tagedieb wäre, der nur essen und trinken, aber nicht arbeiten wollte, um damit Frau und Kinder zu ernähren? Oder sie könnte einem Andern ihre Neigung zuwenden und dem Manne das Leben so bunt machen, daß er sie gegen seinen Vorsatz fahren ließe. Ich bin der Ansicht, daß durch die vorgeschlagene Maßregel nur größere Fatalitäten herbeigeführt würden. Es gibt ja der Mittel genug, eine Frau zu zähmen. Wollte Jeder, wie Ihr, Meister Hermann, wenn er eine Ohrfeige erhielte, damit beginnen, bis zwanzig zu zählen, dann würden wir eine Sorte sauberer Frauen erhalten. Ich bin der unmaßgeblichen Ansicht, daß das beste Mittel, wenn eine Frau obstinatsch[15]) wird, darin besteht, daß der Mann ihr droht,

allein schlafen und nicht mit ihr das Bett theilen zu wollen, bis sie sich bessere.

Gert. Eine Drohung, die ich nicht würde ausführen können. Mancher Mann würde sich ebenso wenig wie die Frau darein finden können.

Franz. Dann könnte der Mann ja andere Wege suchen.

Gert. Dann könnte ja die Frau auch auf Abwege gerathen.

Franz. Aber, Gert, laßt uns die andern Artikel hören.

Gert. Ah, seht Euch nur in den Spiegel, Ihr Schlauberger! Hättet wohl Lust, weiter zu witzeln. Nichts ist so gut, daß man nicht irgend etwas daran auszusetzen finden könnte.

Hermann. Laßt uns andere Materien aufsuchen. Leute, die uns reden hörten, könnten zu der Meinung veranlaßt werden, daß hier eine Consistorialsitzung gehalten werde. Als ich in letzter Nacht nicht schlafen konnte, sann ich darüber nach, wie die Regierung hier in Hamburg am besten eingerichtet werden könnte, so daß gewisse Familien, deren Mitglieder heut zu Tage gleichsam zu Bürgermeistern und Rathsherren geboren werden, von den höchsten obrigkeitlichen Würden und Aemtern ausgeschlossen werden könnten und die vollkommenste Freiheit an die Stelle träte. Ich dachte, man solle wechselsweise Bürgermeister wählen, nun aus dieser, dann aus jener Zunft, dann würde die ganze Bürgerschaft an der Regierung theilhaft und alle Stände würden floriren; denn wenn z. B. ein Goldschmied Bürgermeister würde, wahrte

er die Interessen der Goldschmiede, ein Schneider begünstigte das Gedeihen der Schneider, ein Kannengießer das der Kannengießer; und Niemand sollte länger als einen Monat Bürgermeister sein, damit eine Zunft nicht mehr florirte als die andern. Wenn die Regierung so eingerichtet würde, könnten wir in Wahrheit ein freies Volk heißen.

Alle. Herrlich! Der Vorschlag ist herrlich! Meister Hermann, Ihr sprecht wie ein Salomo.

Franz. Der Vorschlag ist gut genug; aber....

Gert. Du kommst immer mit Deinem Aber; ich glaube, Deine Eltern stammen aus Aberwitz [16]) her!

Hermann. Laßt ihn nur seine Meinung sagen! Wie war Deine Ansicht? Was meintest Du mit Deinem Aber?

Franz. Ich denke, ob es nicht mitunter schwierig werden könnte, in jeder Handwerkerzunft einen guten Bürgermeister zu finden. Meister Hermann ist gut genug, denn er ist wohlstudirt; aber wo finden wir, wenn er todt ist, bei den Kannengießern einen Andern, der zu solchem Regimente tauglich wäre? Denn wenn die Republik in die Brüche gegangen ist, kann sie nicht so leicht in eine andere Form gegossen werden, wie man einen Teller oder eine Kanne umgießt, wenn diese verdorben sind.

Gert. Ach, Packetelle! Wir finden wohl tüchtige Leute auch unter den Handwerkern.

Hermann. Höre, Franz, Du bist noch ein junger Mann, und deshalb siehst Du den Dingen nicht so auf den Grund, wie wir Andern, obwohl ich merke, daß Du einen offenen Kopf hast und mit der Zeit Etwas werden kannst. Ich will Dir nur in Kürze vorstellen, daß diese Deine Instanz keinen Grund hat, schon was unsere Personen betrifft:

Wir sind hier in unserm Vereine über zwölf Personen, alle Handwerksleute; jeder von uns kann ja mehr als hundert Fehler sehen, die der Senat macht. Stelle Dir nun vor, daß von uns Einer Bürgermeister würde und die Fehler änderte, welche hier so oft zur Sprache gekommen sind, und die der Senat nicht zu bemerken im Stande ist; ob wohl die Stadt Hamburg durch einen solchen Bürgermeister Schaden leiden würde? Falls Ihr guten Herren gesinnt seid, wie ich bin, dann will ich den Vorschlag einreichen.

Alle. Gewiß.

Hermann. Aber genug von diesen Sachen. Die Zeit vergeht, und wir haben heute die Zeitungen noch nicht gelesen. Heinrich, gib uns die neuesten Zeitungen.

Heinrich. Hier sind die letzten.

Hermann. Gib sie Richard Bürstenbinder, der pflegt vorzulesen.

Richard. Man schreibt vom Hauptquartier am Rheine, daß man Rekruten erwartet.

Hermann. Ei, dies hat man zwölf Mal nach der Reihe gethan. Ueberspringe den Rhein! Ich könnte mich zu Tode ärgern, wenn ich von diesen Sachen schwatzen höre? Was schreibt man aus Italien?

Richard. Aus Italien schreibt man, daß Prinz Eugen mit seinem Lager aufgebrochen ist, den Fluß Padus passirte und alle Festungen umgangen hat, um die Armee des Feindes zu überrumpeln, welche darüber erschreckt in größter Eile sich vier Meilen zurückzog. Duc des Vendosme[17]) verheerte und zerstörte auf der Retirade Alles im eignen Lande.

Hermann. Ach, ach! Seine Durchlauchtigkeit sind mit Blindheit geschlagen; wir sind verloren! Ich gebe keine vier Schillinge für unsre ganze Armee in Italien!

Gert. Ich bin, meiner Treu, der Ansicht, daß der Prinz Recht gethan hat, denn das ist allezeit mein Vorschlag gewesen; sagte ich es nicht letzthin, Franz Messerschmied, daß man es so machen müsse?

Franz. Nicht, daß ich wüßte.

Gert. Ja, wahrlich, das habe ich hundert Mal gesagt; denn weshalb sollte die Armee liegen und lungern? Der Prinz hat wahrhaftig Recht gethan. Das kann ich behaupten gegen Alle und Jeden.

Hermann. Heinrich! Gib mir ein Glas Branntwein. Ich schwöre Euch, meine Herren, daß es mir schwarz vor den Augen ward, als ich diese Begebenheiten lesen hörte. Euer Wohl, Messieurs! Nun, das muß ich sagen! Nein, das nenne ich einen Hauptfehler, die Festungen zu umgehen.

Sievert. Ich hätte, auf Ehre, dasselbe gethan, wenn die Armee mir anvertraut gewesen wäre.

Franz. Ja, das wirst Du noch erleben, daß man Zolleinnehmer zu Generälen macht.

Sievert. Du brauchst nicht zu spotten; ich könnte es so gut werden, wie jeder Andere.

Gert. Darin hat, meiner Treu, Sievert Recht, daß der Prinz wohl daran that, die Festungen zu umgehen und gradeswegs auf den Feind loszumarschiren.

Hermann. Ei, mein guter Gert, Ihr seid gar zu altklug, Ihr habet noch viel zu lernen.

Gert. Dann werde ich es wenigstens nicht von Franz Messerschmied lernen.

(Es entsteht großer Streit und der Eine sucht den Andern zu überschreien; sie erheben sich von ihren Sitzen, drohen und lärmen.)

Hermann — (schlägt auf den Tisch und ruft:) Still, still, Ihr Herren! Laßt uns nicht mehr von diesen Dingen reden, Jeder behalte seine Ansicht. Hört, Ihr Herren, gebet doch Acht! Meint Ihr, daß der Duc de Vendosme aus Furcht retirirte und das Land in Brand steckte? Nein, der Kerl hat die Chronik von Alexander Magnus [18]) gelesen; denn so that der auch, als Darius ihn verfolgte, und gewann dadurch einen Sieg so groß, wie der, den wir bei Hochstädt gewannen.

Heinrich. Eben schlug die Uhr an der Postmeisterei zwölf.

Hermann. Ja, dann müssen wir gehen.

(Ab. Auf dem Wege disputiren und lärmen sie wie vorhin.)

Dritter Act.

Erste Scene.

Abrahams. Sanderus. Christoph. Jochen.

Abrahams. Nun will ich Euch eine Geschichte erzählen, die sicherlich die ganze Stadt köstlich amüsiren wird. Kennt Ihr den Plan, den ich mit drei bis vier vornehmen Leuten unsrer Stadt besprochen habe?

Sanderus. Kein Wort weiß ich davon.

Abrahams. Kennt Ihr nicht Hermann von Bremen?

Sanderus. Das ist gewiß der Kannengießer, der ein so großer Politiker ist und hier in diesem Hause wohnt.

Abrahams. Derselbe. Ich war kürzlich in der Gesellschaft einiger Herren vom Rathe, die sich über diesen Kerl sehr ereiferten, der in Wirthshäusern frech über Staatsangelegenheiten raisonnirt und Alles reformiren will. Es schien ihnen rathsam, Spione auszusenden, welche seine Reden bezeugen könnten, damit er, Andern zum Exempel, gezüchtigt werde.

Sanderus. Es wäre zu wünschen, daß dergleichen Leute endlich einmal abgestraft würden; denn bei ihrem Glase Bier sitzen sie und kritisiren Könige, Fürsten, Obrigkeiten und Generäle, so daß es erschrecklich anzuhören ist. Es ist auch gefährlich, denn der gemeine Mann ist nicht

im Stande, darüber nachzudenken, wie lächerlich es ist, daß ein Kannengießer, Hutmacher oder Bürstenbinder auch nur mit einigem Fug über derartige Gegenstände reden kann und Dinge zu sehen sich vermißt, die den Augen des ganzen Rathes entgehen.

Abrahams. Sehr wahr! Denn dieser Kannengießer braucht nicht mehr Zeit, um das ganze römische Reich zu reformiren, als er braucht, um einen Teller zu formen. Aber mir gefiel doch die Absicht jener Rathsherren nicht; denn einen solchen Mann zu arretiren oder sonst zu strafen, erregt nur Aufruhr unter dem Pöbel und macht einen solchen Thoren zum Märtyrer. Ich wäre eher dafür, eine Komödie mit ihm zu spielen, das würde gewiß eine bessere Wirkung hervorbringen.

Sanderus. Und worin sollte die bestehen?

Abrahams. Ihm Deputirte zu senden, als wenn sie vom Rathe kämen, um ihm zu seiner Bürgermeisterei zu gratuliren und ihm gleich einige schwierige Angelegenheiten aufzubürden. Dann wird man sehen, wie elend es mit seinem Witze bestellt ist, und er selbst soll erkennen, welch großer Unterschied es ist, über einen Beruf zu raisonniren und ihn auszufüllen.

Sanderus. Aber was wird aus dem Allen erfolgen?

Abrahams. Daraus wird erfolgen, daß er entweder aus Desperation die Stadt verläßt oder demüthig um seine Entlassung bittet und seine Unfähigkeit eingesteht. Und gerade deshalb suche ich Euch auf, mein lieber Monsieur Sanderus, Eure Hülfe bei dieser Intrigue zu erbitten, da ich weiß, daß Ihr dafür geeignet und geneigt sein werdet.

Sanderus. Es wird sich machen lassen. Wir wollen selbst Deputirte spielen und uns sogleich zu ihm begeben.

Abrahams. Ja, hier ist sein Haus. Jochen oder Christoph! klopfet an und saget, daß zwei Rathsherren draußen stünden und Hermann von Bremen zu sprechen begehrten.

(Sie klopfen an.)

Zweite Scene.

Hermann. Abrahams. Sanderus. Jochen und Christoph.

Hermann. Wen wollt Ihr sprechen?

Jochen. Es sind zwei Herren vom Rathe, welche die Ehre haben wollen, Euch ihre Aufwartung zu machen.

Hermann. Donnerwetter! Was ist das? Ich sehe ja so schmutzig aus wie ein Schwein.

Abrahams. Unterthänigster Diener, wohlgeborener Herr Bürgermeister! Wir sind vom Rathe gesandt worden, Ihm zu Seiner Würde zu gratuliren, denn der Rath hat mehr Seine Meriten als Seinen Stand und Seine Verhältnisse in Betracht gezogen und hat Ihn zum Bürgermeister erkoren.

Sanderus. Es erschien dem Rathe unbillig, daß ein so weiser Mann mit so niederen Beschäftigungen occupirt werden und sein Pfund so vergraben solle.

Hermann. Ihr Herren Collegä! Ueberbringet meinen Gruß und Dank dem löblichen Rath und versichert ihn meiner Protection. Es ist mir lieb, daß er auf diesen Gedanken gefallen ist, — einzig und allein um der Stadt willen, nicht wegen meiner Person; denn hätte ich nach

hohen Dingen getrachtet, dann wäre ich vielleicht schon lange Etwas gewesen.

Abrahams. Wohlgeborner Herr Bürgermeister! Rath und Bürgerschaft können nichts Anderes erwarten, als Blüte und Gedeihen der Stadt unter solch hochweiser Obrigkeit.

Sanderus. Und hat deshalb so manche reiche und angesehene vornehme Männer übergangen, die darum ersuchten, in die hohe Obrigkeit aufgenommen zu werden.

Hermann. Ja, ja, ich hoffe, daß sie ihre Wahl nicht bereuen werden.

Abrahams und Sanderus. Wir recommandiren uns denn sämmtlich dem Wohlwollen des Herrn Bürgermeisters.

Hermann. Es soll mir ein Vergnügen sein, wenn ich Denenselbigen Dienste erzeigen kann. Verzeihen Dieselbigen mir, wenn ich nicht weiter geleite.

Sanderus. Ei! Das steht ja auch dem Herrn Bürgermeister nicht an, weiter mitzugehen!

Hermann (ruft einen der Bedienten:) Hört, Kameraden! Da habt Ihr zu einer Kanne Bier!

Bedienter. Bewahre! Das können wir nicht annehmen, Euer Wohlgeboren!

Dritte Scene.

Hermann. Gesche.

Hermann. Gesche! Gesche!

Gesche (von innen:) Ich habe keine Zeit!

Hermann. Heraus! Ich habe Dir etwas mitzutheilen, wovon Du Dir in Deinem ganzen Leben nichts hast träumen lassen.

Gesche. Nun, was in aller Welt ist denn los?

Hermann. Hast Du Kaffee im Hause?

Gesche. Welch Geschwätz! Wann habe ich zuletzt Kaffee gebraucht?

Hermann. Dann wirst Du ihn in Zukunft gebrauchen; bevor eine halbe Stunde vergeht, wirst Du Visite von allen Rathsfrauen erhalten.

Gesche. Mann, ich glaube, Du träumst.

Hermann. Ja, ich träume so, daß ich uns eine Bürgermeisterei erträumt habe.

Gesche. Höre, Mann, mache mich nicht rasend, Du weißt, wie es kürzlich ging.

Hermann. Sahest Du nicht die beiden Herren mit den Bedienten, die hier vorbeigingen?

Gesche. Allerdings, die sah ich.

Hermann. Sie waren hier und brachten mir die Nachricht vom Rath, daß ich Bürgermeister geworden sei.

Gesche. Himmel noch einmal!

Hermann. Laß nun sehen, liebe Frau, daß Du Dich hinfüro eines vornehmeren Wesens befleißigst, und daß keine alten Kannengießergewohnheiten Dir anhaften bleiben.

Gesche. Ach, Herzensmännchen, ist es denn gewißlich wahr?

Hermann. Gewiß? So gewiß, wie ich hier stehe. Sogleich werden wir das Haus voll haben von Gratulanten, von gehorsamsten Dienern und Dienerinnen.

Gesche (fällt auf die Knie.) Ach, Herzensmann, verzeihe mir, wenn ich je zuvor Dir einmal Verdruß bereitete.

Hermann. Alles verziehen! Befleißige Dich nur in Zukunft etwas vornehmer zu sein, dann wirst Du meiner Gnade theilhaft werden. Aber woher bekommen wir in aller Eile einen Diener?

Gesche. Wir werden genöthigt sein, den Heinrich in einige von Euren Kleidungsstücken zu stecken, bis wir eine Liebrei für ihn gekauft haben. Aber höret, liebes Herz! Alldieweil Ihr nun Bürgermeister geworden seid, wollte ich Euch bitten, daß Gert Kürschner bestraft werden möge wegen des Aergers, den er mir gestern bereitete.

Hermann. Ei, Herzensweib! Die Frau des Bürgermeisters darf nicht daran denken, ein Unrecht rächen zu wollen, welches der Frau des Kannengießers widerfahren ist. Und nun ruf' einmal den Heinrich her.

Vierte Scene.

Gesche. Hermann. Heinrich.

Gesche. Heinrich!

Heinrich. He!

Gesche. Heinrich! In Zukunft darfst Du nicht so antworten. Weißt Du nicht, was uns widerfahren ist?

Heinrich. Nein, keineswegs.

Gesche. Mein Mann ist Bürgermeister geworden.

Heinrich. Wo denn?

Gesche. Wo? In Hamburg.

Heinrich. Den Kukuk auch! Das war ja ein verteufelter Sprung von einem Kannengießer.

Hermann. Sprich mit mehr Bescheidenheit! Wisse, Du bist nun Bedienter bei einem großen Herrn.

Heinrich. Bedienter! Na, das Avancement ist so groß nicht.

Hermann. Du sollst schon noch avanciren. Du kannst mit der Zeit Reutendiener[19]) werden. Schweige nur still. Einige Tage wirst Du als Bedienter agiren müssen, bis ich einen Diener erhalte. Er wird meinen braunen Rock tragen können, Herzchen! bis wir eine Livree fertig haben.

Gesche. Aber ich fürchte, er wird gar zu lang für ihn sein.

Hermann. Freilich, er wird zu lang sein; allein man muß sich behelfen, wie man in der Eile eben kann.

Heinrich. Ach Herjes! Der reicht mir bis an die Hacken. Ich werde aussehen wie ein Judenpriester.

Hermann. Höre, Heinrich!

Heinrich. Nun, Meister?

Hermann. Du Schlingel. Komm mir nicht wieder mit derartigen Titeln. In Zukunft, wenn ich rufe, antwortest Du: Herr! Und wenn Jemand kommt und nach mir fragt, sollst Du sagen: Herr Bürgermeister von Bremenfeld ist zu Hause.

Heinrich. Soll ich so antworten, ob der Herr zu Hause ist, oder nicht?

Hermann. Welches Geschwätz! Wenn ich nicht zu Hause bin, sollst Du antworten: Herr Bürgermeister von Bremenfeld ist nicht zu Hause; und wenn ich nicht zu Hause sein will, sollst Du antworten: Herr Bürgermeister von Bremenfeld gibt heute keine Audienz. Höre, mein Herzchen, Du mußt sogleich Kaffee kochen, damit Du Etwas

hast, womit Du die Rathsfrauen tractiren kannst, wenn sie kommen; denn darin wird künftig unsre Reputation bestehen, daß man sagen könne: Bürgermeister von Bremenfeld gibt guten Rath und seine Frau guten Kaffee. Mir ist bange, mein Herz, daß Du Dich in irgend einer Hinsicht versiehst, bis Du Dich in Deinen neuen Stand hineingewöhnt hast. Heinrich, spring' hinaus nach einem Präsentirteller mit einigen Tassen und laß das Mädchen für vier Schillinge Kaffee holen; man kann ja später immer mehr kaufen. Das muß Euch eine Regel sein, bis auf Weiteres, mein Herz, daß Ihr nicht viel sprecht, bis Ihr lernt, einen honetten Discurs zu führen. Ihr sollt auch nicht gar zu demüthig sein; sondern auf Euren Respect halten und vor allen Dingen darauf hinarbeiten, das alte Kannengießerwesen aus dem Kopfe zu kriegen und Euch einzubilden, daß Ihr schon seit vielen Jahren Frau Bürgermeisterin gewesen wäret. Morgens muß der Theetisch für Fremde gedeckt sein, Nachmittags der Kaffeetisch; und alsdann spielt man Karten. Es gibt ein gewißes Spiel, das man Allumber nennt; ich wollte hundert Thaler geben, wenn Ihr und unsre Tochter, Fräulein Engelke, es spieltet. Ihr müßt deshalb fleißig Acht geben, wenn Andere es spielen, damit Ihr es lernt. Morgens müßt Ihr im Bette liegen bis neun oder halb zehn Uhr; denn das sind nur gemeine Leute, die im Sommer mit der Sonne aufstehen. Doch Sonntags möget Ihr Euch etwas früher erheben, da ich an diesen Tagen zu mediciniren beabsichtige. Eine schöne Schnupftabacksdose mögt Ihr Euch auch anschaffen, welche Ihr auf dem Tische neben Euch liegen haben könnt, wenn Ihr Karten spielt. Trinkt Jemand

auf Euer Wohl, dann sollt Ihr nicht „Dank" sagen, sondern „très humble serviteur!" Und wenn Ihr gähnet, haltet nur nicht die Hand vor den Mund, denn unter vornehmen Leuten ist das heut zu Tage nicht mehr gebräuchlich. Endlich, wenn Ihr in Compagnie seid, sollt Ihr Euch nicht gar zu fein benehmen, sondern die Honettität etwas bei Seite setzen..... Hört, ich vergaß etwas: Ihr müßt Euch auch einen Schooßhund zulegen, welchen Ihr wie Eure eigene Tochter lieben müßt, denn das ist auch vornehm. Unsere Nachbarin Arianke hat einen schönen Hund, den sie Euch wohl borgt, bis wir selbst einen erhalten. Dem Hunde müßt Ihr einen französischen Namen geben, den ich wohl erdenken werde, sobald ich Zeit bekomme, mich zu besinnen. Er muß beständig in Eurem Schooße liegen, und Ihr müßt ihn wenigstens ein Dutzend Mal küssen, wenn Fremde da sind.

Gesche. Nein, Herzensmann, das kann ich unmöglich thun; denn man weiß nicht immer, wo so ein Hund gelegen und sich gewälzt hat. Man kann darüber den Mund leicht voll Schmutz oder Flöhe bekommen.

Hermann. Ei, kein Geschwätz! Wollt Ihr gnädige Frau sein, müßt Ihr Euch gebahren, wie eine gnädige Frau. Solch ein Hund kann Euch außerdem Gelegenheit zu allerlei Discurs geben; denn wenn Ihr keine Veranlassung zu Materie habt, könnt Ihr von Eures Hundes Qualitäten und Tugenden reden. Thut nur, wie ich sage, mein Herz! Ich verstehe mich auf die vornehme Welt besser, als Ihr. Spiegelt Euch in mir! Ihr werdet sehen, daß bei mir nicht die geringsten alten Ueberreste zurück geblieben sind. Es soll mir nicht gehen, wie einem

gewissen Schlachter, welcher Rathsherr ward. Wenn der eine Seite zu Ende geschrieben hatte und das Blatt umwenden wollte, nahm er die Feder in den Mund, wie er es mit dem Schlachtermesser gewohnt war. Geht nun hin und trefft die nöthigen Anstalten! Ich habe etwas mit Heinrich unter vier Augen zu besprechen.

Fünfte Scene.

Hermann. Heinrich.

Hermann. Höre, Heinrich!

Heinrich. Herr Bürgermeister!

Hermann. Meinst Du nicht, daß mich Viele wegen dieser meiner Standeserhöhung beneiden werden?

Heinrich. Ach, was kümmert den Herrn der Neid der Leute! Wenn man nur mich auf diese Weise zum Bürgermeister gemacht hätte, ich hätte meinen Neidern Tod und Teufel gegeben.

Hermann. Das Einzige, was mich einigermaßen besorgt macht, sind einige kleine Ceremonien; denn die Welt wird von Pedanterie regiert und die Leute sehen mehr auf lächerliche Kleinigkeiten, als auf solide Dinge. Wäre nur der erste Tag vorüber, an welchem ich meinen Einzug auf das Rathhaus halten soll, dann wollte ich mich freuen; denn was solide Geschäfte betrifft, das ist für mich wie ein Butterbrot. Aber ich muß mich darauf vorbereiten, wie ich zum ersten Male meinen Collegüssen zu begegnen habe, damit ich nicht gegen die gewöhnlichen Ceremonien verstoße.

Heinrich. Lappalien, Herr Bürgermeister! Kein braver Mann bindet sich an gewisse Ceremonien. Ich mei-

nestheils, wenn ich solchen Einzug halten sollte, thäte nichts Anderes, als daß ich den Rathsherren die Hand zum Kusse hinhielte und die Stirn rechtschaffen in Falten legte, damit sie zu wissen bekämen, was ich im Schilde führte, und daß ich ihnen stillschweigend zu erkennen gäbe, daß ein Bürgermeister kein Krammetsvogel oder Pfannkuchen ist.

Hermann. Aber bedenke, daß am ersten Tage, wenn ich introducirt werde, auf dem Rathhause auch eine Oration gehalten werden muß. Ich kann wohl eine Oration halten, so gut wie irgend Einer hier in der Stadt, denn ich könnte, wenn es sein müßte, mich obligiren, morgenden Tages eine Predigt zu halten. Allein alldieweill ich noch nie zuvor einem solchen Acte beigewohnt habe, weiß ich eigentlich nicht, welches Formular man zu benutzen pflegt.

Heinrich. Ei, Herr! Niemand außer den Schulmeistern bindet sich an Formularien. Ich meinestheils, wenn ich Bürgermeister wäre, ich ließe mir daran genügen, kurz und bündig etwa diese Worte zu sagen, als zum Exempel: Ich danke Euch, edle und wohlweise Herren, für die Ehre, die Ihr einem armseligen Kannengießer erwiesen, wie ich einer bin, ihn zum Bürgermeister gemacht zu haben.

Hermann. Kommst Du schon wieder mit Deinem verfluchten Kannengießer! Es ist unanständig, in solcher Weise auf dem Rathhause zu sprechen, wo ich mich anstellen muß, als wenn ich ein geborener Bürgermeister wäre. Bei einer solchen Rede würde man mich belachen und verspotten. Nein, nein, Heinrich, Du würdest ein schlechter Orator sein. Ein Schelm, der mir jemals an-

sehen könnte, daß ich Kannengießer gewesen bin. Ich habe mich nur ein wenig zum Zeitvertreib in der Gießerei geübt, wenn ich des Studirens müde war.

Heinrich. Ein Schelm auch, der mir es ansieht, daß ich jemals Kannengießer-Lehrling gewesen bin.

Hermann. Weshalb willst Du denn, daß ich eine solche Rede halten sollte?

Heinrich. Ach, ein wenig Geduld! Der Herr ist gar zu hastig. Ich würde sogleich auf eine höfliche Weise ihnen sagen, daß wenn Jemand sich darüber moquirte, daß ich kürzlich Kannengießer gewesen, dann solle ein Unglück über ihn kommen. Und wenn ich die geringste moquante Miene bei ihnen verspürte, würde ich sagen: Edle und wohlweise Herren, bildet Ihr Phantasten Euch ein, daß Ihr mich zum Bürgermeister gemacht, um mich am Narrenseil zu führen? Und dann würde ich ordentlich aufs Katheder schlagen während der Oration, so daß sie meiner Introductionsrede schon entnehmen sollten, daß mit mir nicht zu scherzen sei, und daß sie einen Bürgermeister erhalten hätten, dem das Herz auf dem rechten Fleck sitzt. Denn läßt der Herr Bürgermeister sich im Anfang coujoniren, wird der Rath ihn stets für einen Schlingel halten.

Hermann. Du sprichst selbst wie ein Schlingel! Ich werde schon ersinnen, was für eine Rede ich zu halten habe. Laß uns hinein gehen!

Vierter Act.

Erste Scene.

Heinrich (allein).

An beiden Aermeln seines Rockes sind Litzen angebracht; derselbe reicht ihm bis an die Hacken und ist mit weißem Papier besetzt.

Heinrich. Ich will ein Hallunke sein, wenn ich begreife, wie der Rath auf den Gedanken gekommen ist, meinen Meister zum Bürgermeister zu machen; denn eine Aehnlichkeit vermag ich nicht zu entdecken zwischen einem Kannengießer und einem so hohen Beamten, es sei denn, daß ein guter Bürgermeister durch gute Gesetze die Republik, wenn sie in Verfall gerathen ist, umformen kann, wie ein Kannengießer alte Teller und Schüssel in eine Form thut und sie zu neuen umgießt. Die guten Herren haben aber nicht erwogen, daß mein Meister der schlechteste Kannengießer in ganz Hamburg ist, und daß er, darnach zu urtheilen, auch der schlechteste Bürgermeister werden wird, den wir je gehabt haben. Das einzige Gute bei dieser Wahl ist, daß ich Reutendiener werde; denn das ist ein Beruf, zu dem ich Naturanlage und Lust habe; war's mir doch von Kindesbeinen an ein Vergnügen zu sehen, wie Leute in Arrest geschleppt wurden. Es ist auch ein gutes Amt für Jemanden, der sich zu drehen und wenden weiß.

Zuerst muß ich mir den Anstrich geben, als wenn ich beim Bürgermeister sehr einflußreich sei, und wenn die Leute sich diesen Glaubensartikel eingeprägt haben, gewinnt Heinrich dadurch seine ein- bis zweihundert Thaler des Jahres. Diese will ich jedoch keineswegs aus Habsucht mir aneignen, sondern nur, um zu zeigen, daß ich das Amt eines Reutendieners zu verwalten verstehe. Wünscht Jemand den Bürgermeister zu sprechen, sage ich, daß er nicht zu Hause sei. Sagen sie, daß sie ihn am Fenster gesehen haben, antworte ich, daß dies nichts zur Sache thue, und daß er trotzdem nicht zu Hause sei. Die guten Leute in Hamburg wissen dann sogleich, was sothanes zu bedeuten hat. Sie stecken dem Heinrich einen Thaler in die Hand, dann kömmt der Herr sogleich nach Hause; ist er unpäßlich gewesen, dann wird er sogleich wieder hergestellt; hatte er Besuch, dann gehn die fremden Herren gleich fort; liegt er, dann steht er sogleich wieder auf. Ich verkehre zuweilen mit vornehmen Bedienten und weiß sehr wohl, wie es in solchen Häusern hergeht. In alten Zeiten, als die Leute dumm waren, wie das Rindvieh, nannte man solches Nefas, nun aber heißt es Extra, Trinkgelder oder ungewisse Einnahme. Aber sieh, da kommt Annecke; sie weiß noch nichts von der Veränderung, denn sie hat noch immer die alten gemeinen Kannengießer-Manieren und den alten schlampigen Gang.

Zweite Scene.

Annecke und Heinrich.

Annecke. Ha, ha, ha! Nein, wie dies Gespenst aus-

sieht! Ich glaube, daß er sich in ein Großvatercamisol gesteckt hat.

Heinrich. Höre, Du Kannengießer-Canaille, hast Du noch nie zuvor eine Livrerei oder einen Lakaien gesehen? Diese gemeinen Menschen sind, meiner Treu, doch wahre Bestien, stehen und gaffen wie die Kühe, wenn sie heute einen Menschen andere Kleider tragen sehen, als gestern.

Annecke. Nein, Spaß apart und Ernst apart, weißt Du nicht, daß ich heute wahrsagen gelernt habe? Es war eine alte Frau hier, welche den Leuten in die Hände sieht; der gab ich ein Stück Brot, wofür sie mich lehrte, den Leuten aus der Hand zu wahrsagen, was ihnen widerfahren wird. Darf ich Deine Hände sehen, dann will ich Dir gleich Dein Schicksal prophezeihen.

Heinrich. Ja, ja, Aennchen! Heinrich ist nicht so dumm, wie Du glaubst. Ich rieche schon Lunte. Du hast einen Vogel singen hören von dem großen Avancement, das mich betroffen hat.

Annecke. Bewahre, kein Wort weiß ich davon.

Heinrich. Sieh nur, wie sie sich verstellen kann! Wahrhaftig, Du hast es doch gehört, und deßhalb wird es Dir leicht zu wahrsagen. Nein, Heinrich hat kein Bret vor dem Kopfe [20]), er läßt sich nicht so leicht an der Nase herumführen.

Annecke. Ich kann den höchsten Eid schwören, daß ich nicht das Mindeste von dem gehört habe, worauf Du anspielst.

Heinrich. Hast Du nicht kürzlich mit der Frau Bürgermeisterin gesprochen?

Annecke. Ich glaube, der Junge ist toll geworden! Kenne ich denn die Frau Bürgermeisterin?

Heinrich. Dann hat Dir, meiner Treu, das Fräulein Alles gesagt,

Annecke. Ei, so höre doch endlich mit Deinen Albernheiten auf, Heinrich!

Heinrich. Sieh, Annecke, da hast Du meine Hand, wahrsage nun, so viel Du willst. Ich merke wohl, daß Du von den Geschichten gehört hast, obgleich Du so fremd thust. Aber es schadet nichts, daß Du so politisch bist; so muß fortan unser ganzes Haus sein. Na, was siehst Du denn in meiner Hand?

Annecke. Ich sehe, Heinrich daß Meisters spanisches Rohr, welches hinterm Ofen steht, noch heute auf Deinem Rücken Galopp tanzen wird. Ist es nicht unverschämt, sich so zu vermummen, während im Hause so viel zu thun ist, und dabei des Meisters Rock so zu verramponiren!

Heinrich. Höre, Annecke, ich kann prophezeihen, ohne in die Hände zu sehen. Ich prophezeihe Dir, daß Du eine Canaille bist, und daß Du wegen Deiner unverschämten Zunge ein oder zwei Paar Ohrfeigen bekommst, jenachdem es sich trifft. Sieh da! Hier ist die Erfüllung der Prophezeihung.

(Gibt ihr eine Ohrfeige.)

Annecke. Au, au! Die sollen Dir theuer zu stehen kommen.

Heinrich. So lerne denn ein ander Mal mehr Respect vor dem Lakaien eines großen Herrn zu haben.

Annecke. Warte nur, die Meisterin kommt sogleich.

Heinrich. Vor dem vornehmsten Diener des Bürgermeisters.....

Annecke. Sie wird's Deinen Rücken entgelten lassen.

Heinrich. Vor einem Reutendiener.....

Annecke. Ja, ja, ich sage es noch einmal, das sollen Dir theure Ohrfeigen werden.

Heinrich. Vor einer Person, die von Einfluß beim Bürgermeister ist....

Annecke. Ach, ach, bis zum heutigen Tage bin ich noch nicht geschlagen worden.

Heinrich. Vor dem die ganze Bürgerschaft in Zukunft ihre Carressen und Complimentationen machen wird.

Annecke. Ich glaube, der Junge ist vollständig verrückt geworden. He, Meisterin, Meisterin, kommt herein!

Heinrich. St! st! st! Du wirst mit Deiner „Meisterin" noch ein Unglück erleben. Ich merke wohl, daß Du nicht weißt, was sich hier zugetragen hat; deßhalb verzeihe ich als ein guter Christ Dir Dein Versehen. Der Rath hat durch Stimmenmehrheit den Meister Hermann zum Bürgermeister erwählt, die Meisterin dazu, Bürgermeisterin zu sein, Jungfer Engelke die Jungfernschaft abgesprochen und sie mit dem Titel „Fräulein" begnadiget[21]). Deßhalb kannst Du wohl einsehen, daß es mir nicht mehr ansteht zu arbeiten, und aus diesem Grunde trage ich denn auch diese Lieverei, wie Du siehst.

Annecke. Ei, steh doch nicht hier und hab mich zum Besten.

Heinrich. Es ist, wie ich sage, Annecke! Sieh, da kommt das Fräulein, das wird meine Worte bestätig en.

Dritte Scene.

Engelke. Annecke. Heinrich.

Engelke. Ach, Gott helfe mir armen Menschenkinde! Jetzt ist jede Hoffnung verloren.

Heinrich. Ei, Fräulein, ist es jetzt Zeit zu weinen, nun Ihre Eltern so hoch gestiegen sind?

Engelke. Halte Deinen Mund, Heinrich, ich will kein Fräulein sein.

Heinrich. Was wollt Ihr denn sein? Jungfer seid Ihr ja nicht mehr, dann müsset Ihr doch Fräulein sein. Das ist ja die nächste Ehrenstufe, die man ersteigt, wenn man die Jungfernschaft ablegt.

Engelke. Lieber wollt' ich eine Bauerntochter sein; dann wär' ich doch dessen sicher, den erhalten zu können, dem ich mein Herz hingegeben habe.

Heinrich. Aha! Weint das Fräulein aus keinem andern Grunde, als weil sie heirathen will? Nun kann sie ja recht schnell heirathen und jeden Mann erhalten, auf den sie hinzeigt; denn die halbe Stadt wird das Haus stürmen, um des Bürgermeisters Schwiegersohn zu werden.

Engelke. Ich will keinen Andern, als Antonius, dem ich schon Treue gelobt habe.

Heinrich. O pfui, Jungfer! Wollt Ihr einen Stellmacher haben, der kaum mir, einem Reutendiener, gleich steht? Nein, in Zukunft müßt Ihr höher hinaus.

Engelke. Halte Deinen Mund, Du Tölpel! Eher würde ich mein Leben aufs Spiel setzen, ehe ich mich zu einem Andern zwingen ließe.

Heinrich. Nun, gebt Euch zufrieden, wohlgeborenes Fräulein, wir wollen sehen — der Bürgermeister und ich — ob wir dem Antonius irgend ein Amt verschaffen können, und dann möget Ihr ihn immerhin heirathen.

(Annecke weint.)

Heinrich. Annecke, weshalb weinst Du?

Annecke. Ich weine vor Freude über das Glück, welches unserm Hause wiederfahren ist.

Heinrich. Es ist allerdings wahr genug, Annecke, Du hast alle Ursache, dich zu freuen. Wer zum Teufel hätte glauben sollen, daß ein Ferkel, wie Du, Mammsell werden könnte.

Annecke. Wer in aller Welt hätte glauben sollen, daß ein Schwein, wie Du, Reutendiener geworden wäre?

Heinrich. Hört, Kinderchen, für dies Mal habe ich keine Zeit, mich weiter mit Euch zu unterhalten. Die Frau Bürgermeisterin erwartet Fremde. Ich soll Kaffee bereiten. Seht, da ist sie; laßt uns gehen, ich muß eilen, den Kaffeetisch zu holen.

Vierte Scene.

Heinrich. Gesche (mit einem Hunde auf dem Arme).

(Heinrich kommt mit dem Kaffeetisch herein und ist sehr geschäftig.)

Gesche. Höre, Heinrich! Hast Du Sirup in den Kaffee gethan?

Heinrich. Nein Meisterin.

Gesche. Keinen Meister und keine Meisterin mehr! Heinrich, ich sage Dir dies ein für alle Mal. Springe hin und hole etwas Sirup und thue ihn in den Topf.

(Heinrich geht hinaus.)

Alle solche Umstände hatte ich zuvor nicht. Aber ich kann mir's schon denken, wenn ich erst des Ganzen etwas mehr gewohnt bin, fällt es mir leichter.

(Heinrich kommt zurück.)

Heinrich. Hier ist der Sirup.

Gesche. Thue ihn in den Topf. — Herr Gott, es klopft. Ich wette darauf, daß es die Rathsfrauen sind.

Heinrich (an der Thür.) Wen wollt Ihr sprechen?

Ein Mädchen. Sag Deinem Meister, daß er lügen kann, wie zehn Kannengießer. Ich habe ein Paar Schuhe zerrissen, einzig und allein durch dies Laufen nach dem verwünschten Kücheneimer.

Heinrich. Ich frage, wen Ihr sprechen wollt?

Mädchen. Mit Meister Hermann will ich sprechen.

Heinrich. Da bist Du auf dem Holzwege. Hier wohnt der Bürgermeister von Bremenfeld.

Mädchen. Es ist schrecklich! Man kann seine Sachen nicht fertig kriegen und muß sich noch obendrein zum Besten halten lassen von solchem lumpigen Kannengießer.

Heinrich. Hast Du irgendwie Dich über die Kannengießer zu beklagen, so komm auf's Rathhaus, dort wirst Du schon Dein Recht finden, wenn anders ich den Bürgermeister von Bremenfeld kenne.

Zwei Lakaien. Unsere gnädigen Frauen wollten gern erfahren, ob es der Frau Bürgermeisterin gelegen sei, dann wollten sie sich die Ehre geben, ihr aufzuwarten.

Heinrich (zum Mädchen.) Hörst Du nun, Carnaille, daß hier kein Kannengießer wohnt!

(Zu den Dienern.) Ich will fragen, ob die Frau Bürgermeisterſche zu Hauſe iſt.

(Das Mädchen geht.)

(Zu Geſche.) Hier ſind zwei Rathsfrauen, welche die Meiſterin ſprechen wollen.

Geſche. Laß ſie herein treten.

Fünfte Scene.

Madame Abrahams. Madame Sanderus. Geſche. Heinrich.

(Die Rathsfrauen küſſen Geſche's Schürze.)

Madame Abrahams. Wir ſind heute hergekommen, unſre unterthänigſte Gratulation abzuſtatten und die herzliche Freude und das Vergnügen zu temoigniren, ſo Dero Avancement uns bereitet. Ingleichen recommandiren wir uns in Dero Affection und Gewogenheit.

Geſche. Très humble serviteur. Ich weiß nicht, ob es Ihnen gefällig iſt, eine Taſſe Kaffee zu trinken.

Madame Abrahams. Wir danken der Frau Bürgermeiſterin, wir ſind diesmal nur gekommen um zu gratuliren.

Geſche. Très humble serviteur. Aber ich weiß, daß Sie doch gerne Kaffee trinken. Sie wollen ſich wohl nöthigen laſſen. Seien Sie ſo gut und ſetzen Sie ſich; der Kaffee iſt ſchon fertig. Heinrich!

Heinrich. Gnädige Frau!

Geſche. Haſt Du den Sirup in den Kaffee gethan?

Heinrich. Ja.

Geſche. Habet die Güte, Ihr guten Frauen, und nehmet fürlieb.

Madame Sanderus. Die Frau Bürgermeiſterin iſt wohl ſo gütig, uns zu excuſiren, wir trinken nie Kaffee.

Gesche. Ei, dummes Zeug! Das weiß ich besser! Bitte, setzen Sie sich.

Madame Abrahams (bei Seite.) Ach, ma soeur! Mir wird übel, wenn ich nur an den Sirup denke.

Gesche. Heinrich, komm her und gieße die Tassen voll.

Madame Sanderus. Genug, genug, Collegin! Ich kann nur eine halbe Tasse trinken.

Heinrich. Ich sollte die Bürgermeisterin bitten, einen Augenblick zum Bürgermeister zu kommen.

Gesche. Entschuldigt, Ihr guten Frauen! Ich muß einen Augenblick fortgehen. Sie werden gleich die Ehre haben, mich wieder zu sehen.

Sechste Scene.

Die Rathsherrnfrauen allein.

Erste Rathsherrnfrau. Ha, ha, ha, ha! Ha, ha, ha, ha! Schwester, wer wird jetzt am ärgsten gefoppt, sie, die wir im Herzen belachen, oder wir, die wir Kaffee mit Sirup trinken müssen?

Zweite Rathsherrnfrau. Sprich um Gottes willen nichts mehr von diesem Sirup, Schwester! Mein Magen sitzt mir im Halse, wenn ich nur daran denke.

Erste Rathsherrnfrau. Merktest Du wohl, was sie für eine Miene machte, als wir ihr die Schürze küßten? Ha, ha, ha, ha! Ha, ha, ha, ha! So lang' ich lebe, vergesse ich nicht dies: „très humble serviteur.“ Ha, ha, ha, ha!

Zweite Rathsherrnfrau. Lache nicht so laut, Schwester; ich fürchte sie möchten es hören.

Erste Rathsherrnfrau. Ach, Schwester, das ist grade

die Kunst, hier nicht zu lachen. War's nicht auch ein allerliebster Hund, den sie auf dem Arme trug? Der schönste Kettenhund, den nur ein Mensch sehen kann; ich bin überzeugt, daß er am Ende noch Joli genannt wird. Ach, Himmel! Ist es wirklich doch wahr, daß kein Mensch hochmüthiger ist, als wer aus dem Kehricht plötzlich zu Rang und Würden steigt. Deshalb ist nichts gefährlicher, als dergleichen übereilte Erhebungen. Wer vornehmem Geschlecht entsproß und adliche Erziehung genossen hat, bleibt in der Regel sich gleich, ja nimmt in in demselben Maße an Demuth zu, wie er von einer Staffel zur andern steigt. Aber die Menschen, die gleich Pilzen aus dem Nichts emporsteigen, tragen den Hochmuthsteufel in sich.

Zweite Rathsherrnfrau. Was mag wohl der Grund hierzu sein? Mir scheint, daß solche Leute lieber demüthig werden sollten, wenn sie an ihren vorigen Stand zurückdenken.

Erste Rathsherrnfrau. Der Grund mag wohl der sein: Die, welche vornehmen Standes sind, argwöhnen nicht, daß sie mißachtet werden, und deswegen ist es ihnen gleichgiltig, wie man sie behandelt. Gemeine Leute dagegen mißtrauen Jedermann; es scheint ihnen, daß jedes Wort, jede Miene die Absicht verrathe, ihnen ihren vorigen Zustand vorzuwerfen, und deshalb suchen sie ihre Worte durch Herbheit und Tyrannei zu heben. Glaube mir, liebe Schwester, es hat etwas für sich, von guter Herkunft zu sein. Aber da kommt der Junge zurück. Es ist am gerathensten zu schweigen.

Siebente Scene.

Heinrich. Die Rathsherrnfrauen.

Heinrich. Die guten Damen wollen sich die Zeit nicht lang werden lassen. Ihre Wohlgeboren werden sogleich wieder hier sein. Bürgermeister hat ihr ein neues Halsband für ihren Hund geschenkt; aber es ist etwas zu groß; weshalb der Schneider hat kommen müssen, um das Maß vom Halse des Hundes zu nehmen; sobald dies abgethan ist, kommt sie wieder herein. Aber die guten Damen nehmen mir's wohl nicht übel, wenn ich Sie um etwas bitte; Sie sind wohl so gütig, mit einer kleinen Discretion an mich zu denken, denn ich habe viele Arbeit und muß in diesem Hause mich placken wie ein Vieh.

Erste Rathsherrnfrau. Gern, mein Junge. Hier ist ein Gulden, wenn Er ihn nicht verschmäht.

Heinrich. Ach, unterthänigsten Dank. Ich wünschte nur, Ihnen wieder dienen zu können. Nun müssen Sie aber auch brav trinken, während die Frau draußen ist, sie wird sicherlich nicht darüber zornig werden, und wenn auch, so will ich's schon auf mich nehmen.

Erste Rathsherrnfrau. Ach, mein Junge, der größte Gefallen, den Er uns erzeigen kann, ist der, nicht ferner in uns zu dringen.

Heinrich. Wie ich sage, wohlgeborne Madamens. Die Frau wird's nicht übel nehmen; wahrhaftig, Sie müssen trinken. Vielleicht ist er nicht süß genug, dann wollen wir etwas mehr Sirup hinzuthun. Aber da kommt die Frau selbst.

Achte Scene.

Die Bürgermeisterin. Beide Rathsherrnfrauen. Heinrich.

Die Bürgermeisterin. Um Vergebung, daß ich so lange fort blieb. Die Damen haben ja inzwischen gar nicht getrunken. Wir müssen, meiner Treu, die Kanne leeren, und nachher, wenn der Kaffee getrunken, sollen Sie unser Bier schmecken — es ist, ohne zu prahlen — so gut, wie irgendwo in der Stadt.

Frau Sanderus. Ach, mir wird so entsetzlich übel; die Frau Bürgermeister pardonnirt mich wohl, daß ich nicht länger verweile; meine Schwester bleibt wohl und nimmt fürlieb.

Frau Abrahams. Nein, es wäre Unrecht, wenn ich meine Schwester verlassen wollte. Wir recommandiren uns in der Frau Bürgermeisterin Affection.

Gesche. Sie müssen, meiner Treu, ein Glas Branntwein trinken, dann werden Sie gleich wieder munter; das vertreibt die Blähungen. Heinrich! Spring einmal nach einem Glase Genever, die Dame ist unwohl.

Madame Sanderus. Nein, die Frau Bürgermeister excüsire mich, ich muß gehen.

Neunte Scene.

Eine andere Rathsherrnfrau. Gesche. Hrinrich.

Rathsherrnfrau. Unterthänige Dienerin, wohlgeborne Frau Bürgermeisterin! Ich komme um pflichtschuldigst meine Glückwünsche darzubringen.

(Gesche reicht ihr die Hand zum Kusse und sie küßt dieselbe.)

Gesche. Es wird mir ein Vergnügen sein, wenn ich

oder der Bürgermeister Ihr von Nutzen sein können. Will Sie sich nicht setzen? Sei Sie doch so gut. Sie soll keine Complimente machen, sondern thun, als wenn Sie bei Ihres Gleichen wäre.

Rathsherrnfrau. Ich danke schuldigst, wohlgeborene Frau. (Setzt sich.)

Gesche. Hier waren soeben einige von Ihren Mitcolleginnen und tranken Kaffee mit mir; ich glaube wohl, daß einige Tassen übrig sind. Ist Ihr nicht gefällig? Das Beste ist am Grunde. Ich kann meiner Treu nicht mehr trinken, denn ich habe schon so viel in den Leib geschlagen, daß mein Magen wie eine Trommel steht.

Rathsherrnfrau. Ich sage unterthänigsten Dank; ich habe soeben bereits Kaffee getrunken.

Gesche. Nach Belieben. Wir vornehmen Leute nöthigen Niemanden. Aber höre Sie, meine liebe Madame, weiß Sie mir keine Französin für das Fräulein zu recommandiren, ich wollte, daß sie französisch lernen sollte.

Rathsherrnfrau. Ja, wohlgeborne Frau, ich kenne Eine, die sehr passend ist.

Gesche. Gut; allein ich will, daß sie im Voraus wisse, daß ich nicht mich Madame nennen lasse, wie die Franzosen zu thun pflegen. Nicht, als ob ich hochmüthig geworden wäre; ich habe aber so meine Gründe.

Rathsherrnfrau. Bewahre, das darf auch nicht sein. Aber könnte ich nicht die Gnade haben, die Hände des Fräuleins zu küssen?

Gesche. Herzlich gern! Heinrich, rufe das Fräulein und sage, es sei eine Rathsherrnfrau da, welche ihr die Hände küssen wolle.

Heinrich. Ich glaube nicht, daß sie kommen kann, denn sie sitzt und stopft ihre Strümpfe.

Gesche. Nun höre Einer, wie der Tölpel da steht und in's Blaue hineinschwatzt. Ha, ha, ha! er will sagen, sie sitzt und stickt.

(Arianke Grobschmiedin, welche eine verkleidete Mannsperson ist, tritt ein.)

Arianke. Ach liebe Schwester Gesche, ist es denn wahr, daß Dein Mann Bürgermeister geworden ist? Das ist mir fürwahr so lieb, als wenn Jemand mir zwei Mark geschenkt hätte. Laß nun sehen, daß Du nicht hochmüthig geworden bist und Dich Deiner alten Du-Schwester nicht schämst.

(Gesche antwortet nicht.)

Arianke. Seit wann ist Dein Mann Bürgermeister, Schwester?

(Gesche schweigt wieder.)

Arianke. Du sitzst in Gedanken, Schwester; ich frage, wann Dein Mann Bürgermeister geworden ist?

Rathsherrnfrau. Ihr müßt der Bürgermeisterin etwas mehr Respect beweisen, gute Frau.

Arianke. Nein, bei Schwester Gesche bedarf es wahrlich keiner Complimente; denn wir sind ja immer ein Herz und eine Seele gewesen. Aber wie hängt das doch zusammen, Schwester? Mir scheint's's dennoch, daß Du etwas hochmüthig geworden bist.

Gesche. Mütterchen, ich kenne Sie nicht.

Arianke. So kennt doch unser Herr Gott mich. Wenn Du Geld bedurftest, dann hast Du mich wohl gekannt. Du weißt es gar nicht — mein Mann kann, bevor er stirbt, gerade dasselbe werden, wie Deiner.

(Gesche wird unwohl; sie nimmt ein Riechfläschchen und riecht daran.)

Heinrich. Hinaus, altes Schmiedeweib! Meinst Du, Du stündest vor einer Schmiede und schwatztest?

(Er ergreift ihre Hand und leitet sie hinaus.)

Gesche. Ach, Madame! Ist das eine Pein, mit diesen gemeinen Leuten umzugehen! Heinrich, Dich trifft ein Unglück, wenn Du in Zukunft je ein Bürgerweib hereinläßt!

Heinrich. Sie war betrunken, die Sau; der Branntwein roch ihr aus dem Halse.

Rathsherrnfrau. Diese Begebenheit thut mir herzlich leid; denn ich fürchte, daß die Frau Bürgermeisterin sich ereifert hat. Vornehme Leute reden nicht viel. Je höheren Stand man erklimmt, desto zarter werden einem die Nerven.

Gesche. Ja, ich kann der Madame schwören, daß ich jetzt weitaus nicht so kräftig bin, wie in meinem früheren Stande.

Rathsherrnfrau. Ich glaub' es wohl. Euer Wohlgeboren werden später genöthigt sein, jeden Tag zu medicciniren; so haben's alle andern Bürgermeisterinnen gethan.

Heinrich (an die Zuschauer gewendet). Mir scheint wahrhaftig, daß meine Gesundheit auch nicht die alte ist, seitdem ich Reutendiener geworden bin. Ich fühle Stiche, ah, ah, hier in meiner linken Seite. Ihr lacht darüber; aber es ist meiner Treu doch Ernst. Mir ist, ma foi, bange, daß ich, bevor ich ein Wort davon weiß, das Podagra im Halse habe.

Rathsherrnfrau. Die Bürgermeisterin muß sich auch, Jahr aus, Jahr ein, einen Hausarzt halten, der ihr einige Tropfen geben kann, die sie stets in einer Flasche vorräthig halten muß, sie brauche dieselben oder nicht.

Gesche. Ich will fürwahr Ihren Rath befolgen. Heinrich! Du mußt sogleich zum Doctor Hermelin hinspringen und ihn ersuchen, daß er mir seine Aufwartung mache, sobald er Zeit habe.

Rathsherrnfrau. Ich muß nun Abschied nehmen, wohlgeborene Frau, und recommandire mich Ihrer Affection.

Gesche. Schon recommandirt, meine liebe Madam. Spreche Sie nur ungenirt bei mir und Meister Hermann vor — wollte sagen: Bürgermeister Hermann von Bremenfeld. Was wir Ihr und Ihrem Eheliebsten zu Gefallen thun können, soll nicht manquiren.

Rathsherrnfrau (küßt die Schürze.) Unterthänigste Dienerin!

Gesche. Adjes! — Laß uns hineingehen, mein Mann will hier Audienz geben!

Fünfter Act.

Erste Scene.

Heinrich. Zwei Advocaten. Später ein Mann.

Heinrich. Donnerwetter! Das gibt Wasser auf meine Mühle, nun ist's Audienzstunde. Nun sollt Ihr sehen, Ihr guten Leute, ob Einer, der zwanzig Jahre lang im Dienste war, diesen besser als ich versehen kann. Da hör' ich's klopfen. Wen wollen diese guten Männer sprechen?

Advocat. Wir möchten gern die Ehre haben, den Herrn Bürgermeister zu sprechen.

Heinrich. Er ist noch nicht aufgestanden.

Advocat. Nicht aufgestanden? Um vier Uhr Nachmittags?

Heinrich. Ja, aufgestanden ist er allerdings, aber bereits ausgegangen.

Advocat. Wir begegneten soeben einem Manne in der Thür, der ihn gesprochen hatte.

Heinrich. Nun ja — er ist zu Hause, allein er befindet sich nicht wohl. (Leise.) Diese Kerle sind dumm wie das Vieh! Sie begreifen mich gar nicht.

Advocat (leise). Ich bemerke wohl, mon frère, daß dieser Mensch geschmiert sein will; wir müssen ihm einen Gulden in die Faust drücken, dann kommt der Bürger-

meister sogleich. — (Laut.) Hört, Kamerad, Ihr werdet doch nicht ein paar Gulden verschmähen, um auf unsre Gesundheit zu trinken?

Heinrich. Bewahre, Ihr guten Herren! ich nehme nie Geschenke an.

Advocat. Was sollen wir denn thun, mon frère? Dann müssen wir fortgehen, um ein ander Mal wiederzukommen.

Heinrich (winkt ihnen). He, Mossiös, Sie sind sehr eilig. Ihnen zu Gefallen will ich die zwei Gulden annehmen. Sie könnten sonst glauben, ich sei hochmüthig, und das möcht' unser Haus in schlechten Ruf bringen.

Advocat. Sieh da, Kamerad, da sind zwei Gulden, wenn Ihr sie nicht verschmähen wollt. Nun seid so gut und verschaffet uns Audienz.

Heinrich. Ergebenster Diener! Ihnen zu Gefallen will ich Alles thun, was ich kann. Der Bürgermeister ist allerdings wohlauf, wie ein Füllen, allein doch nicht so, daß er mit einem Jeden reden könnte. Da Sie es aber sind, Mossiös, ist es ein ander Ding. Wollen Sie die Güte haben, ein Weilchen hier zu warten, Mossiös, dann will ich Sie anmelden. Aber es klopft wieder. Wen wollt Ihr sprechen, mein guter Mann?

Ein Mann (in seine Hosentasche greifend). Ich wollte gern die Ehre haben, den Herrn Bürgermeister zu sprechen.

Heinrich (leise). Der Mann weiß zu leben; er greift sogleich in die Tasche. (Laut). Ja, mein Herr, er ist zu Hause; Ihr könnt ihn sogleich sprechen.

(Heinrich hält die offene Hand hin; allein der Andere nimmt statt des Geldes nur seine Uhr hervor.)

Der Mann. Ich sehe, die Uhr ist bereits vier.

Heinrich. Wer war's, den Mossiö zu sprechen wünschte?

Der Mann. Der Bürgermeister.

Heinrich. Er ist nicht zu Hause, Mossiö.

Der Mann. Ihr sagtet ja eben noch, daß er zu Hause sei.

Heinrich. Kann wohl sein; dann habe ich mich aber versprochen.

(Der Mann geht fort.)

Heinrich (leise). Seht einmal den Lump! Jawohl, für Dich sollte der Bürgermeister auf dem Sprunge stehen. (Zu den Advocaten.) Nun will ich Sie sogleich anmelden (ab).

Advocat. Sehe mir nur Einer den Jungen an, wie der sich in seiner neuen Stellung so wohl zurecht zu finden weiß! Spielt nur Eure Rolle gut, mon frère, wir sind ja diejenigen, die den Anfang damit machen sollen, diesen guten Kannengießer zu plagen. Unsere Collegen sollen die Geschichte vollführen. Aber seht, da kommt er!

Zweite Scene.

Bremenfeld. Zwei Advocaten. Heinrich; später ein Weib.

Erster Advocat. Wir wünschen aus tiefstem Herzensgrunde dem wohlgeborenen Herrn Bürgermeister Glück zu dieser hohen Würde in unsrer Stadt, und hoffen um so mehr, daß er in Milde, Umsicht und Wachsamkeit keinem seiner Vorgänger nachstehen werde, als Seine Hochwürden sich den Weg zu diesem hohen Amte gebahnt hat, nicht durch Reichthum, Geburt oder gute Freunde, sondern einzig durch seine bekannten großen Tugenden, Gelehrsamkeit und Erfahrungen in Staats-Angelegenheiten.

Bremenfeld. Très humble serviteur!

Zweiter Advocat. Besonders freut es uns, eine Obrigkeit erhalten zu haben, die nicht allein einen fast göttlichen Verstand besitzt .....

Bremenfeld. Gott sei Dank!

Zweiter Advocat. .... sondern auch in dem Rufe steht, gegen Alle freundlich zu sein, und dem es zum größten Vergnügen gereicht, die Klagen des Volkes anzuhören und denselben abzuhelfen; denn ich kann sagen, daß ich vor Freude fast in Ohnmacht gefallen bin, als mir die Zeitung zu Ohren kam, daß die Wahl auf den Herrn Bürgermeister von Bremen gefallen sei.

Heinrich. Ihr müßt „von Bremenfeld" sagen, Mossiö.

Zweiter Advocat. Ich bitte unterthänigst um Verzeihung! Ich wollte sagen: Bürgermeister von Bremenfeld. Nun sind wir heute erschienen, zuvörderst um unsern unterthänigsten Glückwunsch abzustatten, demnächst aber, um uns mit Seiner Wohlgeboren über einen Zwist zu berathschlagen, der sich zwischen unsern Clienten erhoben hat, welchen Zwist wir beide durch Landes Gesetz und Recht schlichten zu lassen beschlossen hatten, doch später uns eines Bessern besannen und, um allem Zeitverlust und den Kosten aus dem Wege zu gehen, die durch einen Rechtshandel entstehen, es vorzogen, uns dem Spruche des Herrn Bürgermeisters zu unterwerfen. Wobei es bewenden zu lassen, wir hierdurch geloben.

(Bremenfeld setzt sich und läßt die Andern stehen.)

Erster Advocat. Unsre beiden Clienten sind Nachbaren; allein es ist ein fließendes Gewässer da, welches die Grundstücke beider von einander trennt. Nun begab es sich vor

drei Jahren, daß das Wasser ein großes Stück Landes vom Grunde meines Clienten ablöste und es den Aeckern meines Contreparts zuführte. Soll er es nun behalten? Heißt es nicht: Nemo alterius damno debet locupletari? Hier will sich ja sein Client bereichern durch den Schaden meines Clienten, welches streitet aparte gegen aequitatem naturalem? Ist dem nicht so, Herr Bürgermeister?

Bremenfeld. Ja, das ist ja unbillig derartiges zu begehren; Ihr habet Recht, Monsieur.

Zweiter Advocat. Aber Justinianus sagt ja ausdrücklich libro secundo Institutionum, titulo primo, de alluvione . . .

Bremenfeld. Was zum Kukuk kümmert es mich, was Justinianus oder Alexander Magnus sagen, welche vielleicht einige tausend Jahre vor Hamburgs Gründung lebten? Wie können sie in Sachen Recht sprechen, welche in ihren Zeiten nicht vorhanden waren.

Zweiter Advocat. Ich hoffe doch nicht, daß Ew. Wohlgeboren die Gesetze verwerfen, denen ganz Deutschland sich unterworfen hat.

Bremenfeld. So war es nicht gemeint; Ihr verstandet mich nur nicht recht, ich wollte nur sagen . . . . (Er hustet mitunter.) . . Habt die Güte, Euer Anliegen weiter vorzutragen.

Zweiter Advocat. So lauten Justinian's Worte: Quod per alluvionem agro tuo flumen adjecit, jure gentium tibi adquiritur.

Bremenfeld. Herr Advocat! Ihr sprecht so verwünscht schnell; sagt es mir etwas deutlicher.

(Der Advocat wiederholt dasselbe langsam.)

Bremenfeld. Ei, Monsieur, Ihr habt eine ganz verwünschte Aussprache des Lateinischen; sprecht Eure Muttersprache, damit werdet Ihr am besten fertig. Ich sage es nicht aus dem Grunde, als ob ich vielleicht das Lateinische haßte; denn zuweilen sitze ich ganze Stunden lang und spreche Latein mit meinem Diener. Ist das nicht wahr, Heinrich?

Heinrich. Es ist wunderbar, meinen Herrn Latein sprechen zu hören; ich kann es beschwören, daß mir die Thränen in den Augen stehen, wenn ich nur daran denke. Es ist, als wenn Ihr Erbsen in einem Kessel kochen hörtet, so schnell laufen ihm die Worte aus dem Munde. Der Teufel mag's begreifen, wie sich ein Mensch so schnell beim Sprechen expediren kann. Aber was thut nicht die lange Uebung?

Zweiter Advocat. Die Worte Justinians, wohlgeborner Herr Bürgermeister, lauten also: Was ein Fluß von dem Acker eines Andern losreißt und an den Deinigen trägt, das bleibt Dir.

Bremenfeld. Ja, Justinian hat so weit Recht, denn er war ein braver Mann. Ich habe gar zu großen Respect vor ihm, als daß ich seine Urtheile umstoßen möchte.

Erster Advocat. Aber, Herr Bürgermeister, mein Gegner liest das Gesetz, wie der Teufel die Bibel. Er vergißt, was unmittelbar darauf folgt: Per alluvionem autem videtur id adjici, quod ita paulatim adjicitur, ut intelligi non possit, quantum quoquo temporis momento adjicitur.

Bremenfeld. Messieurs! Verzeihung, ich muß aufs Rath aus; soeben schlug die Uhr halb fünf. Heinrich, sieh

Du zu, daß Du die Sache mit ihnen auf dem Vorplatze zum Ausgleich bringst.

Erster Advocat. Ach, Herr Bürgermeister, sagt uns doch mit Einem Worte Dero Ansicht darüber.

Bremenfeld. Messieurs! Ihr habet beide Recht, Jeder auf seine Weise.

Zweiter Advocat. Wie können wir beide Recht haben? Ich meine, wenn ich Recht habe, dann hat mein Gegner Unrecht. Das Gesetz des Justinian ist ausdrücklich zu meinen Gunsten.

Bremenfeld. Entschuldigt mich, ich muß sogleich aufs Rathhaus.

Erster Advocat (den Bürgermeister haltend). Ich habe ja bewiesen, daß die Worte Justinians für mich sind.

Bremenfeld. Ja, es ist wahr, Justinian ist für Euch beide, weshalb, zum Teufel, gleicht Ihr die Sache denn nicht aus? Ihr kennet den Justinian nicht so gut wie ich; wenn er den Mantel nach beiden Seiten hängt, dann ist das eben so viel, als wenn er die Worte sagen wollte: Gehet hin, Ihr Schöpse, und vertraget Euch!

Zweiter Advocat. Herr Bürgermeister! Um des Gesetzgebers Absicht recht zu verstehen, muß man ja einen Artikel mit dem anderen conferiren. Stehet denn nicht im nachfolgenden paragrapho: Quod si vis fluminis de tuo praedio —

Bremenfeld. Ei, laßt mich los, Ihr Rechtsverdreher![22] Ihr hört ja, daß ich auf das Rathhaus muß.

Erster Advocat. Ei, Herr Bürgermeister! Einen Augenblick! Laßt uns hören, was Hugo Grotius sagt.

Bremenfeld. Ich gebe sowohl Euch als Hugo Gro-

tius[23]) Tod und Teufel; was habe ich mit Hugo Grotius zu schaffen? Er war ein Armenier. Was gehen uns die Gesetze an, welche von Leuten gemacht sind, die in Armenien auf dem Teufel herum reiten? Heinrich, jage sie gleich zur Thür hinaus!

(Sie gehen fort. Heinrich kommt draußen auf dem Vorplatze in lauten Streit und fährt kopfüber zur Thür herein, von einem Weibe gefolgt, welches eine verkleidete Mannsperson sein muß.)

Das Weib (packt den Bürgermeister vor der Brust und schreit:) Ach, ist das eine Obrigkeit, welche solche verfluchte Gesetze gibt, daß ein Mann zwei Frauen haben darf? Meint Ihr, daß Ihr von der Strafe des Himmels verschont bleibet?

Bremenfeld. Weib, bist Du verrückt!? Wer, zum Henker, hat daran auch nur gedacht?

Das Weib. He, he, he! Ich gehe nicht vom Fleck, bevor ich Dein Herzblut gesehen habe!

Bremenfeld. Ah . . . Hülfe! Heinrich! Peter! . . .

Peter kommt herein und schleppt das Weib hinaus. Heinrich, welche in ein Versteck gekrochen war, hilft endlich mit.)

Dritte Scene.

Bremenfeld. Heinrich. Später zwei Bürger und ein Lakai.

Bremenfeld. Heinrich! Ein Unglück soll Dich treffen wenn Du wieder Weiber und Advocaten hereinläßt, denn jeder von ihnen tödtet mich auf seine Weise. Falls Andere kommen, die mich sprechen wollen, mußt Du ihnen sagen, daß sie sich nur hüten mögen, Latein mit mir zu sprechen, da ich es aus einem gewissen Grunde verschworen habe.

Heinrich. Ich hab's aus demselben Grunde verschworen.

Bremenfeld. Du kannst sagen, daß ich nur Griechisch spreche.

(Es klopft wiederum.)

(Heinrich geht an die Thür und kehrt zurück mit einem großen Stoß Acten.)

Heinrich. Hier ist ein Stoß Acten vom Syndicus, welche der Bürgermeister durchsehen sollte, um seine Ansicht darüber auszusprechen.

(Der Bürgermeister setzt sich an einen Tisch und wühlt in den Acten.)

Bremenfeld. Es ist nicht so leicht, als ich mir's dachte, Bürgermeister zu sein, Heinrich. Hier hab' ich einige Sachen zur Durchsicht erhalten, in denen der Teufel selbst nicht zurecht finden würde. (Er fängt an zu schreiben, erhebt sich und trocknet den Schweiß ab, setzt sich und streicht aus, was er vorher geschrieben.) Was ist das für ein Lärm, den Du machst, Heinrich? Kannst Du nicht stille stehen?

Heinrich. Ich rührte mich nicht von der Stelle, Herr Bürgermeister.

Bremenfeld. (Er erhebt sich wieder, trocknet den Schweiß ab, wie vorher, und wirft seine Perrücke auf den Fußboden, damit er im bloßen Kopfe besser meditiren könne. Dann geht er auf und ab, wobei er die Perrücke an die Seite stößt, setzt sich zum Schreiben nieder und ruft:) Heinrich!

Heinrich. Herr Bürgermeister!

Bremenfeld. Geh hinaus und sage den Weibern, die Austern ausrufen, daß sie in der Straße, wo ich wohne, ihre Waare nicht feil bieten dürfen, denn es stört mich in meinen politischen Geschäften.

Heinrich (ruft in der Thür drei Mal die Worte:) Hört, Ihr Austernweiber, Ihr Carnaillen, Ihr Caronien! Ihr

unverschämten Mäuler! Ihr Schandweiber! Habt Ihr denn keine Schaam, daß Ihr so in der Straße des Bürgermeisters rufen und ihn in seinen Geschäften stören mögt?!

Bremenfeld. Heinrich!

Heinrich. Herr Bürgermeister!

Bremenfeld. Halt ein, Du Vieh!

Heinrich. Das macht auch wenig Freude, noch länger zu rufen, denn die Stadt ist voll von solchen Leuten, und sobald Jemand vorüber gegangen ist, kommt ein Anderer an seine Stelle; denn falls.....

Bremenfeld. Kein Geschwätz mehr! Steh still und halte den Mund. (Setzt sich hin und streicht aus, was er wieder geschrieben, schreibt auf's Neue, erhebt sich und stampft vor Zorn auf den Fußboden; ruft:) Heinrich!

Heinrich. Herr Bürgermeister!

Bremenfeld. Ich wär's zufrieden, wenn der Teufel die Bürgermeisterei holte. Willst Du statt meiner Bürgermeister sein?

Heinrich. Den Teufel auch! (Leis) Lächerlich, wer es zu sein begehrte.

Bremenfeld. (Will sich setzen, um weiter zu schreiben, verfehlt aber, in Gedanken versunken, den Stuhl und fällt auf den Fußboden; ruft:) Heinrich:

Heinrich. Herr Bürgermeister!

Bremenfeld. Ich liege auf dem Fußboden.

Heinrich. Ich sehe es wohl.

Bremenfeld. Her und hilf mir wieder auf!

Heinrich. Der Herr Bürgermeister hat ja gesagt, daß ich mich nicht vom Fleck rühren solle.

Bremenfeld. Ist das ein verfluchter Junge. (Erhebt sich wieder.) Klopft es nicht da auf's Neue?

Heinrich. Ja! — Wen wollt Ihr sprechen?

Ein Bürger. Ich bin Aeltermann der Hutmacher, ich habe dem Bürgermeister Etwas zu klagen.

Heinrich. Hier ist der Aeltermann der Hutmacher mit einigen Beschwerden.

Bremenfeld. Ei! Ich kann nur Eine Sache zur Zeit im Kopfe haben! Frag' ihn, was es sei.

Der Bürger. Das ist zu weitläufig. Ich muß den Bürgermeister selbst sprechen. In einer Stunde kann es abgemacht sein; denn meine Beschwerden hab' ich in zwanzig Puncten dargelegt.

Heinrich. Er sagt, er müsse den Bürgermeister selbst sprechen; denn seine Punete bestünden nur aus zwanzig Beschwerden.

Bremenfeld. Ach, Gott sei mir armen Manne gnädig! Ich bin schon jetzt ganz dumm im Kopfe. Laß ihn herein kommen.

Der Bürger. Ach, Herr Bürgermeister, mir armen Manne ist großes Unrecht geschehen, wie der Bürgermeister gleich ermessen wird, wenn er es hört.

Bremenfeld. Ihr müßt es schriftlich abfassen.

Der Bürger. Ich hab's auf vier Bogen aufgeschrieben.

Bremenfeld. Heinrich, man klopft schon wieder.

Heinrich. Wen wollt Ihr sprechen.

Ein anderer Bürger. Ich habe dem Bürgermeister Etwas gegen den Aeltermann der Hutmacher zu klagen.

Bremenfeld. Wer war es, Heinrich?

Heinrich. Es ist dieses Mannes Contrepart.

Bremenfeld. Laß Dir seine Eingabe reichen. Bleibet nur so lange im Vorzimmer, Ihr guten Leute. Heinrich!

Heinrich. Ja, Herr!

Bremenfeld. Kannst Du mir nicht etwas zurecht helfen? Ich weiß nicht, was ich zuerst angreifen soll. Lies mir zuerst die Behauptungen der Hutmacher vor.

Heinrich (lies't vor, wie folgt.)

Wohlgeborner, Hochgelehrter, Gestrenger, fester Herr Bürgermeister!

Von den angesehenen Zünften der ehrsamen Bürgerschaft dieser herrlichen Stadt erscheine, als der Ersten Einer, ich Endesunterschriebener N. N., unwürdiger Aeltermann der angesehenen Hutmacher-Zunft, und nächst zuvor abgelegter so ehrerbietiger wie zärtlicher Gratulation darüber, einen so würdigen und hocherleuchteten Mann zu so hoher Würde erhöht zu sehen, berühre ich in tiefster Unterwürfigkeit einen der größten, gefährlichsten und widerlichsten Misbräuche, welche entartete Zeiten und noch mehr entartete Menschen in dieser Stadt eingeführt haben, in der Hoffnung, daß Eure Herrlichkeit denselben steuern werde. Die Sache ist die, daß die Krämer gegenwärtiger Stadt, aller Furcht und Schaam bar, öffentlich verkaufen und feilbieten ganze Stücke einer gewissen Art von Tuch, welche sie aus Castor weben lassen, ja sogar in die gräuliche Dummdreistigkeit verfallen, daraus Strümpfe weben zu lassen, da es doch bekannt ist, daß Biberhaar einzig und allein unsrer Profession zukömmt, aus welchem Grunde wir armen Hutmacher nicht mit Gelde die zur Fortsetzung unseres Geschäftes nöthigen Haare aufwiegen können, so daß das Publicum nun anderen Sinnes wird und nur Wenige zehn

bis zwanzig Thaler für einen Hut geben wollen, unserm Handwerk zu unersetzlichem Schaden an Reputation und Einkünften. Wenn es nun meinem Herrn Bürgermeister gefallen möchte, die nachfolgenden 24 wichtigen Ursachen und Raisons zu überlegen, wonach wir Hutmacher uns einzig und allein zur Arbeit in Castor berechtigtigt zu sein vermeinen, nämlich:

1) daß es von Alters her allgemeine Sitte und Landesgebrauch gewesen, nicht allein hier, sondern in der ganzen Welt, Castorhüte zu tragen, welches mit vielfältigen Citationen aus der Historia, sowie gerichtlich bescheinigten Zeugenaussagen bewiesen werden kann, Erstens: Aus der Historia....

Bremenfeld. Ueberspringe die Historia.

Heinrich. Demnächst aus gerichtlichen Zeugenaussagen, daß Adrian Nielsen, alt 79 Jahre, sich entsinnt, daß seines Vaters Großvater gesagt hat....

Bremenfeld. Ueberspringe auch, was er gesagt.

Heinrich. Zweitens, daß es unermeßlicher Luxus ist, so kostbares Haar zu Strümpfen und Kleidern zu verwenden, welches wider alle göttliche und menschliche Ordnung streitet, sonderlich seitdem so viele kostbare, feine Kleider von England, Frankreich und Holland eingeführt werden, daß man sich wohl daran könnte genügen lassen, ohne einem ehrlichen Manne sein Brot zu nehmen....

Bremenfeld. Genug, genug, Heinrich! Ich begreife, daß der Aeltermann Recht hat.

Heinrich. Aber ich meine gehört zu haben, daß eine Obrigkeit stets beide Parteien hören müsse, bevor sie ihr

Urtheil fällt. Soll ich deshalb nicht auch die Antwort des Contrepartsvorlesen?

Bremenfeld. Nun wohl!

(Er reicht ihm die nachfolgende Beschwerde des Gegners.)

Heinrich (liest).

Hochgeborne Excellenz, Hocherleuchteter und höchst politischer Herr Bürgermeister!

So sehr Dero Verstand den Anderer übertrifft, so sehr übertrifft meine Freude die Anderer, nun ich gehört habe, daß Ihr Bürgermeister geworden; aber das, was mich herführet, ist, daß die Hutmacher mir Verdruß bereiten und nicht zugeben wollen, daß ich Stoffe und Strümpfe von Castor verkaufe. Ich begreife wohl, was sie wollen; sie wollen allein den Handel mit Castor haben, und wollen, daß man Castor zu nichts Anderem als zu Hüten gebrauchen soll; allein davon verstehen sie nichts. Es ist thöricht einen Castorhut zu tragen; den trägt man unterm Arm, und er wärmt ebenso wenig wie er sonst nützt, und ein Strohhut brächte denselben Nutzen. Castor-Strümpfe und Kleider dagegen sind sowohl warm als weich, und hätte der Herr Bürgermeister es nur versucht, wie mit der Zeit ja geschehen kann, würden Sie es selbst anerkennen.

Bremenfeld. Halt' ein, es mag genug sein. Dieser hat ja auch Recht.

Heinrich. Aber ich weiß doch, daß sie nicht beide Recht haben können.

Bremenfeld. Wer hat denn Recht?

Heinrich. Das mögen der liebe Herrgott und der Herr Bürgermeister wissen.

Bremenfeld (erhebt sich und geht auf nnd ab.) Das ist ja

eine verfluchte Geschichte. Heinrich, kannst Du dummes Vieh mir nicht sagen, wer Recht hat? Hund von Junge, warum gebe ich Dir Kost und Lohn? (Es erfolgt Lärm auf dem Vorplatze.) Was ist das für ein Spectakel draußen auf dem Vorplatze?

Heinrich. Die beiden Bürger sind einander in die Haare gerathen.

Bremenfeld. Geh hinaus und ersuche sie, Respect vor dem Hause des Bürgermeisters zu haben.

Heinrich. Es ist am besten, Herr, daß sie einander prügeln, desto eher werden sie wieder gute Freunde. — Herr Gott, ich glaube, sie wollen hereinbrechen! Hört, wie sie gegen die Thüre donnern!

(Bremenfeld kriecht unter den Tisch und versteckt sich.)

Heinrich. Wer klopft?

Ein Lakei. Ich komme von einem fremden Residenten; mein Herr hat Etwas mit dem Bürgermeister zu besprechen, das von Wichtigkeit ist.

Heinrich. Was zum Kukuk ist aus dem Bürgermeister geworden? Ob der Teufel den geholt hat? Herr Bürgermeister!

Bremenfeld (unter dem Tisch ganz leise) Heinrich, wer war es?

Heinrich. Ein fremder Präsident will den Herrn sprechen.

Bremenfeld. Bitte ihn, in einer halben Stunde wieder zu kommen, und sage, daß zwei Hutmacher bei mir seien, die ich erst expediren müsse. Heinrich, bitte die Bürger, bis morgen fort zu gehen. — Ach, Gott sei mir armen Manne gnädig! Es wirbelt mir im Kopfe, daß ich

nicht weiß, was ich thue oder spreche. Kannst Du mir nicht ein wenig zurecht helfen, Heinrich?

Heinrich. Ich weiß dem Herrn Bürgermeister keinen bessern Rath, als sich aufzuhängen.

Bremenfeld. Geh hinaus und hole mir den „politischen Stockfisch," welcher auf dem Tische in der Wohnstube liegt; es ist ein deutsches Buch in weißem Einbande. Vielleicht finde ich darin etwas darüber angegeben, wie ich fremde Präsidenten empfangen soll.

Heinrich. Will der Herr Bürgermeister Senf und Butter dazu haben?

Bremenfeld. Nein, es ist ein Buch in weißem Einbande. (Während Heinrich draußen ist, geht der Bürgermeister und zerreißt in Gedanken das Document der Hutmacher.)

Heinrich. Hier ist das Buch. Aber was ist das, was der Herr da in Stücke reißt? Das ist meiner Treu die Beschwerde der Hutmacher!

Bremenfeld. Ach, ich that es in Gedanken. (Er nimmt das Buch und schleudert es auf den Fußboden.) Ich glaube, Heinrich, daß es am besten sein wird, wenn ich mich erhänge, wie Du mir angerathen.

(Es klopft.)

Heinrich. He da! Man klopft schon wieder! (Geht hinaus und kehrt weinend zurück.) Ach, Herr Bürgermeister! Hilfe, Herr Bürgermeister!

Bremenfeld. Was gibt's.

Heinrich. Es ist ein ganzes Regiment Matrosen vor der Thür, die schreien: Wenn uns unser Recht nicht wird, werfen wir dem Bürgermeister die Fenster ein. Einer von ihnen warf mir einen Stein in den Nacken, au, au, au!

(Der Bürgermeister kriecht wieder unter den Tisch.)

Bremenfeld. Heinrich, bitte die Frau Bürgermeisterin, daß sie herauskomme, um ihnen zu steuern, vielleicht haben sie Respect vor Frauenzimmern.

Heinrich. Ja, das werdet Ihr schon sehen, wie Bootsleute Respect vor Frauenzimmern haben; kommt sie heraus, dann thun sie ihr Gewalt an, und dann wird vielleicht das Ende noch ärger als der Anfang es schon war.

Bremenfeld. Ei, sie ist ja eine alte Frau.

Heinrich. Matrosen sind nicht so delicat; ich riskirte es nicht mit meiner Frau. Da klopft man wiederum. Soll ich auch aufmachen?

Bremenfeld. Nein, ich fürchte, daß es die Bootsleute sind. Ach, gebe Gott, daß ich im Grabe läge! Heinrich, spring' an die Thür und höre, was es gibt.

Heinrich. Seht einmal an, sie gehen meiner Treu gerades Weges herein — es sind zwei Rathsherren.

Vierte Scene.

Abrahams. Sanderus. Hermann. Heinrich.

Abrahams. Ist der Bürgermeister nicht zu Hause?

Heinrich. Ja, er sitzt unterm Tische.

Sanderus. Was? Sitzt Ihr unterm Tische, Herr Bürgermeister?

Bremenfeld. Ach, Ihr guten Herren! Ich habe ja nie darum angesucht, Bürgermeister zu werden; warum habt Ihr mich ins Unglück gestürzt?

Abrahams. Ihr habt's einmal angenommen; kommt nur hervor, Herr Bürgermeister; wir sind hergekommen, Euch das große Versehen vorzustellen, dessen Ihr Euch

gegen den fremden Minister schuldig gemacht, den Ihr so höhnisch fortwieset, worüber die ganze Stadt in die größte Ungelegenheit kommen kann. Wir dachten, daß der Herr Bürgermeister besser jus publicum und Ceremonien verstünde.

Bremenfeld. Ach, Ihr guten Herren, Ihr könnt mich ja absetzen, dann werde ich dieser Bürde entledigt, die ich zu tragen zu schwach bin, und der fremde Minister erhält zugleich Satisfaction.

Sanderus. Das sei weit entfernt von uns, Herr Bürgermeister, Euch abzusetzen; Ihr müßt uns gleich aufs Rathhaus folgen, um mit dem Syndicus zu überlegen, wie dies Versehen wieder gutgemacht werden kann.

Bremenfeld. Ich gehe nicht auf's Rathhaus, und wenn man mich an den Haaren hinzieht. Ich will nicht Bürgermeister sein, ich habe nicht darum angesucht, es zu werden. Nehmet mir lieber das Leben; ich bin Kannengießer in Gottes Namen und mit allen Ehren, und als Kannengießer will ich sterben.

Sanderus. Wollt Ihr den ganzen Rath vexiren? Hört, mon frère, nahm er die Bürgermeisterei nicht an?

Abrahams. Ja, gewiß; wir haben ja bereits rapportirt.

Sanderus. Wir werden schon unsre Maßregeln treffen; der ganze Rath läßt sich nicht auf solche Weise prostituiren.

(Sie gehen.)

Fünfte Scene.

Hermann von Bremenfeld. Heinrich.

Hermann. Heinrich!

Heinrich. Herr Bürgermeister!

Hermann. Was meinst Du, was diese Rathsherren mir wohl thun werden?

Heinrich. Ich weiß es nicht, Herr; sie waren sehr aufgebracht, soviel habe ich wohl gesehen. Mich wundert, daß sie sich solcher naseweiser Reden in dem Zimmer des Bürgermeisters unterfingen. Wäre ich Bürgermeister gewesen, hätte ich, meiner Treu, ihnen geradezu gesagt: Haltet Eure Mäuler, Ihr Schöpse! Streicht mit den Fingern an die Diele und riechet, in wessen Hause Ihr Euch befindet.

Hermann. Wärst Du doch Bürgermeister! Wärst Du doch Bürgermeister! Ah, ah! Oh!

Heinrich. Wenn ich dem Herrn ins Amt pfuschen dürfte, dann möchte ich unterthänigst um Eins bitten. Es würde mir ungeheuer angenehm sein, wenn ich mich in Zukunft „von" Heinrich nennen dürfte.

Hermann. Ei, Du unverschämter Bube! Ist es Zeit, mit solch unverschämtem Geschwätz zu kommen, nun Du siehst, daß ich mit lauter Unglück und verdrießlichen Geschichten umringt bin?

Heinrich. Ich thu's, Parol, nicht aus Ehrgeiz, sondern allein, um unter meinen Mitdienenden im Hause etwas mehr Respect zu erzwingen, besonders von Annecke, die....

Hermann. Wenn Du nicht augenblicklich den Mund hältst, werde ich Dir das Genick eintreten... Heinrich!

Heinrich. Herr Bürgermeister!

Hermann. Kannst Du dummer Hund mir nicht etwas zurecht helfen? Sieh her! Mach' mir meine Sachen fertig, sonst soll Dich ein Unglück treffen.

Heinrich. Es ist doch wunderbar, daß der Herr dies von mir begehrt; er, der doch ein so weiser Mann ist und allein um seiner Weisheit willen zu diesem hohen Amte ersehen ist.

Hermann. Willst Du mich nun obendrein noch zum Besten haben?

(Nimmt den Stuhl und will ihn mit demselben schlagen. Heinrich läuft davon.)

Sechste Scene.

Herman von Bremenfeld allein.

(Er setzt sich, mit den Händen unterm Kinn und grübelt lange; springt in Extase empor und fragt:) Klopfte man nicht?

(Geht leise an die Thür, sieht aber Niemanden; setzt sich wieder grübelnd hin, fängt an zu weinen und trocknet sich die Thränen mit den Acten springt wieder in Aufregung wie rasend auf und ruft:)

Ein ganzer Berg von Acten vom Syndicus! Der Aeltermann der Hutmacher; der Gegner des Aeltermannes; Beschwerden in zwanzig Puncten! Aufruhr von Matrosen! Fremder Präsident! Zurechtweisung vom Senat! Drohungen! Ob doch nun nicht ein Strick zur Hand ist? Ja, ich glaube sicher, daß dort hinterm Ofen einer steckt. (Nimmt den Strick zur Hand.) Das war mir prophezeihet, daß ich durch meine politischen Studien

erhöht werden solle. — Es wird Wahrheit, wenn anders der Strick hält. Laß dann den Senat kommen mit allen seinen Drohungen, ich verlache sie, wenn ich todt bin. Eines übrigens möcht' ich doch wünschen, nämlich den Verfasser des „politischen Stockfisches" mit seinen sechszehn „Staatscabinetten" [24]) und „politischen Nachtischen" am Halse mir zur Seite hängen zu sehen.

(Nimmt das Buch vom Tische und zerreißt es.)

Du Carnaille sollst in Zukunft keinen ehrlichen Kannengießer mehr verleiten! So! Das ist doch ein kleiner Trost, bevor ich sterbe. Nun muß ich einen Haken suchen, an den ich mich hängen kann. Es wird ganz absonderlich seltsam sein, wenn man nach meinem Tode sagt: „Welcher Bürgermeister in Hamburg war wachsamer als Hermann von Bremenfeld, der während der ganzen Dauer seiner Bürgermeisterschaft keinen Augenblick schlief?"

Siebente Scene.

Antonius. Hermann.

Antonius. He, he! Was zum Kukuk wollt Ihr da thun?

Hermann. Ich will gar nichts mehr thun; aber um Allem aus dem Wege zu gehen, will ich mich erhängen. Wollt Ihr mir Gesellschaft leisten, soll es mir ein Vergnügen sein.

Antonius. Nein, meiner Treu, das will ich nicht! Aber was bringt Euch zu einem so verzweifelten Entschlusse?

Hermann. Hört, Antonius, es thut nicht gut, daß

Ihr davon redet. Ich erhänge mich; geschieht es nicht heute, dann geschieht es morgen; ich bitte nur, bevor ich sterbe, daß Ihr der Frau Bürgermeisterin und dem Fräulein meinen Respect vermeldet und ihnen befehlt, mir folgende Grabschrift zu setzen:

Steh still', o Wanderer!
Hier hängt
Bürgermeister von Bremenfeld,
Der während der ganzen Zeit
Seiner Bürgermeisterschaft
Keine Minute schlief.
Geh hin und thue desgleichen!

Ihr wißt vielleicht nicht, mein lieber Antonius, daß ich Bürgermeister geworden, daß ich ein Amt erhalten, in welchem ich nicht weiß, was weiß oder schwarz ist; und zu welchem ich mich durchaus unfähig fühle; denn aus verschiedenen Unannehmlichkeiten, die mir schon widerfahren sind, habe ich bereits gelernt, daß es ein ganz ander Ding ist, Obrigkeit zu sein und über die Obrigkeit zu raisonniren.

Antonius. Ha, ha, ha, ha, ha, ha, ha!

Hermann. Lacht mich nicht aus, Antonius, Ihr thut Sünde an mir.

Antonius. Ha, ha, ha! Jetzt merke ich, wie die Sachen zusammenhängen. Soeben war ich in einem Wirthshause, wo Leute sich vor Lachen ausschütten wollten über eine Komödie, welche man Hermann von Bremen gespielt habe, indem einige junge Menschen ihm weiß gemacht hätten, daß er Bürgermeister geworden sei, um zu sehen, wie er sich darein finden werde. Es that mir herz-

lich leid, als ich das hörte, und ich ging deshalb sogleich her, um Euch zu warnen.

Hermann. Ach, bin ich denn nicht Bürgermeister?

Antonius. Nein, es ist Alles Gaukelei, um Euch von Eurer Thorheit zu curiren, daß Ihr von hohen Dingen redet, die Ihr nicht versteht.

Hermann. Ah, ist es auch nicht wahr mit dem fremden Präsidenten?

Antonius. Bewahre!

Hermann. Auch nicht mit dem Aeltermann der Hutmacher?

Antonius. Alles erfunden!

Hermann. Auch nicht mit den Matrosen?

Antonius. Nein, nein!

Hermann. Möge der Teufel sich denn hängen. Gesche! Engelke! Peter! Heinrich! Herbei, Alle herbei!

Achte Scene.

Hermann. Antonius. Gesche. Engelke. Peter. Heinrich.

Hermann. Herzensweib! Geh wieder an Deine Arbeit! Unsre Bürgermeisterschaft ist allbereits zu Ende.

Gesche. Zu Ende?

Hermann. Ja, ja, zu Ende! Einige Schelme hatten sich zusammengerottet, um uns zum Besten zu haben.

Gesche. Zum Besten! Dann soll die ein Unglück treffen, die uns zum Besten gehabt haben, und Dich mit.

(Sie gibt ihm eine Ohrfeige. Hermann prügelt sie tüchtig.)

Gesche. Ach, liebster Mann, schlage mich nicht mehr; ach, Herzensmann, hör' auf!

Hermann. Das wisse, Frau, daß ich fernerhin kein Politicus bin und deshalb auch nicht bis zwanzig zähle, wenn ich eine Ohrfeige erhalte. In Zukunft gedenk' ich ein anderes Leben zu führen, meine Bücher ins Feuer zu werfen und einzig mein Handwerk zu besorgen. Ein für alle Mal warne ich Euch! Wenn ich sehe, daß Jemand von Euch ein politisches Buch liest oder eines ins Haus bringt, soll's ihm schlecht bekommen.

Heinrich. Ich zu meinem Theile, Herr Bürgermeister, laufe keine Gefahr, denn ich kann weder lesen noch schreiben.

Hermann. Laß nur von meinem Titel den ersten Theil fort und nenne mich schlecht und recht Meister, wie zuvor; denn ich bin Kannengießer und will Kannengießer bleiben. Hört, Monsieur Antonius! Ich weiß, daß Ihr meine Tochter lieb habt. Meine früheren Capricen sind Eurer Liebe im Wege gewesen. Nun habt Ihr die Einwilligung sowohl von ihrem Vater als von ihrer Mutter, so daß, wenn Ihr bei Eurem Sinn und Vorsatz beharret, jedes Hinderniß beseitigt ist.

Antonius. Ja, ich bleibe bei meinem Vorsatze und bitte, daß sie mein Weib werden möge.

Hermann. Gibst Du Deine Einwilligung, Gesche?

Heinrich. Das bedarf keiner Frage. Die Frau Bürgermeisterin ist von jeher für diese Partie gewesen.

Gesche. Halte Deinen Mund, Du Narr! Ich kann schon für mich selbst antworten. Herzensmännchen, ich habe bereits vor drei Jahren meine Einwilligung dazu gegeben.

Hermann. Dich, Engelke, will ich nicht fragen. Ich weiß, daß Du in ihn so verliebt bist, wie eine Ratte in einen Käse. Nicht wahr?

Heinrich. Antwortet doch, Fräulein!

Hermann. Wüßte ich, daß Du diesen Titel aus Malice gabst, sollte Dir's schlecht bekommen.

Heinrich. Nein, meiner Treu, das thue ich nicht, Meister; aber man kann die Gewohnheit nicht so schnell ablegen.

Hermann. Ihr beiden! Gebt einander denn die Hände! So, nun ist es gut, und morgen halten wir Hochzeit. Heinrich!

Heinrich. Herr Bürgermeister! — Um Verzeihung — Ja, Meister!

Hermann. Du sollst mir alle meine politischen Bücher verbrennen, denn ich mag das nicht mehr vor Augen haben, was mich auf solche Grillen gebracht hat.

Daß sie daß Herrscheramt verstehn,
Das mögen Manche denken;
Doch eins ist es, am Hafen gehn,
Und eins, das Schiff zu lenken.

's ist keine Kunst, bei Wein und Bier
Vom Staat zu raisonniren;
Weit schwerer ist's, das lernt an mir,
Auch wirklich zu regieren.

So lasset Euch denn warnen heut',
Hört meinen Rath, so heißt er:
O, meistert, brave Handwerksleut',
Nicht Rath und Bürgermeister.

Wenn unsereins regieren wollt' —
Ich will's Euch nicht vertuschen —
Das wär', als wenn ein Staatsmann sollt'
Uns in das Handwerk pfuschen.

Anmerkungen.

„Der politische Kannengießer", Holberg's erstes dramatisches Werk, erregte von Anfang an, wo und in welcher Bearbeitung es erschien und aufgeführt ward, den größten Beifall, und Holberg selbst spricht wiederholt mit sichtlichem Wohlgefallen davon. So sagt er (erste und zweite Ausgabe von 1723 und 24) in der Vorrede — „Just Justesens Gedanken über Komödien" — „Die erste (Komödie), welche „Der politische Kannengießer" genannt wird, ist von allen am meisten besprochen worden und hat das Glück gehabt, welches meistens allen guten Komödien zu Theil wird, nämlich, daß eine Menge Menschen sich darüber erboste. Man hat den Autor angeklagt, darin auf obrigkeitliche Personen hingezielt zu haben, obwohl vielleicht keine Komödie der Obrigkeit mehr gefallen dürfte, als diese; denn die Satire zielt einzig und allein auf gewisse Prahler unter dem gemeinen Manne in den Freistädten, die in den Wirthshäusern sitzen und Bürgermeister und Rath kritisiren, Alles und doch Nichts wissen. Die Charaktere derartiger Leute werden treffend in diesem Kannengießer dargestellt, dem Einige vom Rathe einbilden, daß er Mitglied der Obrigkeit geworden sei, damit er sich

selbst erkennen lerne und seiner seitherigen Thorheit sich entwöhne. Ich bezweifle, daß Jemand mir eine honnettere und moralischere Komödie zeigen kann; denn wenn es vonnöthen ist, im Schauspiel irgend welche Schwäche darzustellen, dann ist es diese, welche bei so vielen Leuten gefunden wird, die es selbst nicht wissen. Sie könnte vielleicht, wenn sie in Holland oder andern freien Republiken gespielt würde, die Wirkung hervorbringen, daß ein „Käsverkooper" sich lange Zeit besinnen möchte, bevor er sich anmaßte, die Fehler herzuzählen, die ein Turenne oder Prinz Eugen in dieser oder jener Campagne sich hätte zu Schulden kommen lassen. Uebrigens ist die Komödie nicht weniger lustig als moralisch; denn sie hat die Zuschauer vom Anfang bis ans Ende im Lachen gehalten und ist deshalb mit dem größten Vortheil von den Betreffenden gespielt worden."

Holberg selbst arbeitete zu verschiedenen Malen, doch unwesentlich, das Stück um; als ein Unberufener sich darüber hermachte, es zu verballhornisiren, kanzelte der Verfasser denselben in einer Flugschrift gründlich ab.

Bis auf den heutigen Tag ist der „Politische Kannengießer" auf der dänischen Bühne Zugstück, und die Hauptrollen sind Parabeleistungen der größten Schauspieler, die Dänemark hatte und noch hat.

Aber nicht allein in Dänemark; ganz besonders gefiel das Lustspiel auch in Deutschland.*)

---

*) Der „Politische Kannengießer", der im October 1722 als das erste Originalstück in dänischer Sprache zuerst über die Bretter des wenige Monate zuvor eröffneten ersten dänischen Theaters in

Im Sommer 1806, kurz vor dem Ausbruche des unglücklichen Kampfes gegen den ersten Napoleon, ward der „Politische Kannengießer" abwechselnd mit „Wallensteins Lager" fortwährend in Berlin gegeben, und der

---

der Grönnerstraße zu Kopenhagen gieng, erlebte 1743 die erste deutsche, und zwar eine niederdeutsche Uebersetzung: „De politsche Kannengehter, uut Holbergs Dänschen Schun-Platz bii Winter Aavends Tiid aversett in sine eegene Fruu-Mooder-Spraak (Hamburg und Leipzig. 1743. 8.)." Dann folgte zuerst 1746 in der „Deutschen Schaubühne" von Gottsched und apart 1749 (8., wiederholt: Leipzig und Frankfurt 1750. 1754) die hochdeutsche Uebersetzung von M. Georg August Detharding (dänischer Justizrath und Syndicus des Domcapitels zu Lübeck, wo er 1768, nach anderer Angabe 1772 starb), der auch andere Lustspiele Holbergs übersetzte. „Der politische Zinngießer. Ein Faschingsstück in fünf Aufzügen. Nach dem Dänischen des Herrn von Hollberg. Aufgeführt auf dem churfürstlichen Nationaltheater im Fasching. (München 1787. 8.)." Ludwig Tieck las mit Vorliebe Holberg'sche Lustspiele vor und baute auf diese Weise die Brücke vom rauschendsten Beifall über die Vergeßenheit zu einer richtigen kritischen Würdigung in Deutschland, wie sie unsern Tagen vorbehalten war. Ihm widmete daher auch mit Recht Adam Oehlenschläger seine Uebersetzung von „Ludwig Freiherrn von Holberg's Lustspielen (4 Theile. Leipzig 1822—1823)", die sämmtliche bedeutendere Stücke (also namentlich: Der politische Kannengießer — Jean de France — Jeppe vom Berge — Die Wochenstube — Das arabische Pulver — Die Maskerade — Jakob von Tybo — Ulysses von Ithacia — Heinrich und Pernille — Don Ranudo de Colibrados), zusammen 25, in gut gemeinter, aber mislungener Verdeutschung enthält. Erst Robert Prutz lieferte in seinem Werke „Ludwig Holberg, sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien [6]. (Stuttgart und Augsburg 1857)" und in seiner Uebertragung von H.'s 12 „Ausgewählten Komödien (4 Theile. „Bibliothek ausländischer Klassiker. 82. 83. 85. 86." Hildburghausen 1868)" eine literarisch-kritische Würdigung und eine Uebersetzung von bleibendem Werthe. Der 1869 ohne Jahreszahl als Nr. 198 der „Universal-Bibliothek" erschienene „Poli-

däniſche Literarhiſtoriker Rahbek erzählt mit Bezug hierauf von dem berühmten Schauſpieler Unzelmann eine intereſſante Anekdote. Derſelbe gab den Hermann von Bremen. In der Scene mit dem Collegium politicum, wo er nach der damaligen deutſchen Bearbeitung eigentlich von der Karte von Polen zu ſprechen hätte, die ein Loch bekommen, extemporirte er: „Die Karte von Deutſchland hat einen Riß erhalten; allein es wird ſich ſchon ein braver Mann finden, der ſie wieder in Ordnung bringt.“ Dieſe Veränderung rief den gewaltigſten Beifallsſturm hervor. Später gieng Unzelmann noch einen Schritt weiter, indem er, aus dem Kreiſe der Bierbrüder hervortretend, einen Aufruf an den preußiſchen Patriotismus declamirte und zum Schluß das „Heil Dir im Siegerkranz!“ anſtimmte, welches das Publicum begeiſtert mitſang.

In Deutſchland ward das Stück ſo volksthümlich, daß wir demſelben den landläufigen Ausdruck „kannegießern“ verdanken. Die politiſchen Verhältniſſe der letzten Jahrzehnte haben hierin, nämlich in der Popularität dieſes Holberg'ſchen Luſtſpiels, allerdings eine Wandlung hervorgebracht und zwar in einer Weiſe, die kaum gerecht genannt werden kann; denn ſeinen unzweifelhaften Werth hat und behält das Stück. Wenn es alſo vorgekommen iſt, daß es unlängſt z. B. in München Fiasco gemacht

---

tiſche Kannengießer. Luſtſpiel in fünf Aufzügen von Ludwig Freiherr von Holberg (Leipzig. 16)“ iſt eine mangel- und lückenhafte Verdeutſchung, der wahrſcheinlich eine der ältern Ueberſetzungen zu Grunde gelegt iſt, zumal die „Univerſal-Bibliothek“ Originale nur ausnahmsweiſe und bis jetzt niemals anonym brachte. G. H.

hat, so muß man das einestheils nationaler Animosität, anderntheils aber auch der Unkenntniß des dortigen Publicums zuschreiben. Genug, dies Lustspiel, ein anerkanntes Meisterwerk, hat dort eine Niederlage erlitten, wie sonst nirgends. Zwar, Holberg's Komik ist derb; allein derbe Späße lieben die Baiern ja doch sonst. Oder wollte München eine Lanze brechen für die Hamburger Bierhaus-Politiker? Es soll nicht geläugnet werden, daß Holberg mit einigem Wohlgefallen die Gelegenheit benutzt, um den deutschen Bürger in wenig schmeichelhaftem Lichte zu zeigen; allein in Wahrheit borgt er ja nur den Namen der Hamburger und Bremer, um damit seine Kopenhagener zu charakterisiren und ihre Thorheiten zu geißeln. Denn die Wogen politischer Aufregung giengen dort damals sehr hoch. Die Einführung der unumschränkten Königsgewalt in Dänemark durch die unblutige Revolution von 1660, durch welche eine übermächtige, hochmüthige Adelsherrschaft gebrochen war, hatte in dem dritten Stande eine nie vorher dagewesene fieberhafte Unruhe hervorgerufen, und die Folge davon war endloses Politisiren auf allen Bierbänken der Spießbürger. Diesem Unwesen wollte Holberg steuern, aber seinen lieben Dänen nicht wehe thun, und so verlegte er die Scene nach dem den Dänen so wohlbekannten Hamburg, das ihnen durch Geschichte und Handelsverbindungen so nahe stand, von jeher aber mit neidischen Augen angesehen ward. Auch Bremen, als alte Hansestadt ehedem den Dänen ein Dorn im Auge, mußte herangezogen werden, und so beglückte denn Holberg seinen Haupthelden mit dem schönen Namen „Hermann von Bremen", dem noch das „feld" angehängt ward. Auffällig

genug erscheint es, daß der Dichter seinem Stockphilister von Kannengießer das „von" beilegt. War damals vielleicht die Titelsucht in Dänemark so allgemein, wie sie es jetzt dort und in so vielen andern Ländern ist, daß auch sie persiflirt werden mußte? Holberg schrieb allerdings das Stück zu einer Zeit, als er selbst noch nicht daran dachte, Ludwig „von" Holberg zu werden.

1. S. 28. „Hercules eine Postille sein solle." Zu Braunschweig erschien 1659 unter dem Titel: „Des christlichen teutschen Großfürsten Hercules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte ꝛc." von dem Professor A. H. Buchholtz in Rinteln, ein dickleibiger Quartant, welcher lange ein Lieblingsbuch des Publicums war und noch 1744 eine achte Auflage erlebte.

2. S. 29. „Meisterin." Das Original hat das deutsche „Mutter", wie damals in Dänemark allgemein von sämmtlichen Hausgenossen in bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen die Gattin des Hausherrn benannt ward, eine Bezeichnung, die noch heut zu Tage vielfach gebräuchlich ist. Seit den Zeiten der Hansa hatte die deutsche Sprache mit der dänischen um das Bürgerrecht in Jütland und auf den Inseln geworben und unter den Deutschland entstammten Königen (seit 1412 — Erich von Pommern) auch vielfach Fuß gefaßt. Die Reaction trat erst mit dem Sturze des unbesonnenen Struensee ein (1772).

3. S. 29. „Eine Adriane tragen." Die Adriane oder Adrienne war damals ein modernes Stück der Damengarderobe. Der Name wird meistens abgeleitet von einem Kleidungsstück, welches die berühmte Schauspielerin Dan-

court im Jahre 1703 bei der Aufführung von Barons „l'Adrienne" zuerst aufgebracht haben soll.

4. S. 31. „Herzallerliebste," im Dänischen „min Hjertens Allerkjäreste," in der Sprache des vorigen Jahrhunderts „Ehewirthin", „Frau Liebste".

5. S. 31. „Alte." So wie die Hausfrau im Dänischen des gemeinen Mannes damals „Mutter hieß, nannte man den Hausherrn „Fatter", was hier mit „der Alte" wiedergegeben ist.

6. S. 32. Der „Europäische Herold" war damals ein berühmtes Werk, welches Friedrich Leuthoff von Frankenberg 1688 herausgab. Der „Politische Nachtisch," 1695 in zweiter Auflage erschienen, führt den Titel: „Neuvermehrter politischer Nachtisch, kürzlich vorstellend alle florirende Reiche und Republiken dieser Zeit" u. s. w. „Herculiscus", ebenfalls ein politischer Roman von dem vorhin erwähnten Buchholz, wie dessen Hercules, erschien 1659 unter dem Titel: „Der christlichen königlichen Fürsten Herculiscus und Herculadisca, auch ihrer hochfürstlichen Gesellschaft anmuthige Wunder-Geschichte, in sechs Büchern abgefasset und allen Gott- und Tugendergebenen Seelen zur Anfrischung der Gottesfurcht und ehrliebenden Ergötzlichkeit aufgesetzet und mit etlichen Kupferstücken gezieret."

7. S. 33. „Und ein Bürgermeister ist ihm in den Magen gefahren", ein dänisches Sprichwort: „Han gaaer med en Borgermester i Maven."

8. „Notarius politicus." Hier, wie an andern Orten, werden Fremdwörter gemißbraucht, wie es von Ungebildeten überall geschieht. Notarius politicus soll natür-

lich notarius publicus heißen. Namentlich Heinrich und Gesche leisten darin Bedeutendes.

9. S. 35. „Mein Mann heuet zuweilen im Monde." Dänisch: „Min Mand har Svine paa Skoven." Die älteste Uebersetzung giebt die Redensart wieder mit: „Mein Mann hat bisweilen allerhand Grillen im Kopfe;" Oehlenschläger übersetzt es: „Mein Mann hat bisweilen einen Wurm im Kopfe;" Prutz sagt dafür: „Mein Mann hat seit einiger Zeit Raupen im Kopfe." Gesche will sagen, daß ihr Mann mit Hirngespinsten umgeht, Luftschlösser bauet, unsinnige Dinge treibt; — der Leser entscheide, ob meine Wiedergabe den Sinn trifft oder ob die früheren Uebersetzer glücklicher waren.

10. S. 37. „Eine Miene, wie ein Kreisoberst." Prutz theilt in seinem Werke „Ludwig Holberg" S. 289. über die politischen Verhältnisse Hamburgs in jener Zeit Folgendes mit:

„Schon seit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts war Hamburg der Schauplatz unaufhörlicher bürgerlicher Unruhen gewesen; der Rath und die Bürgerschaft lagen in fortwährendem Streit mit einander und trotz zahlreicher Recesse und Vergleiche brach derselbe immer wieder von Neuem aus. Selbst wiederholte kaiserliche Commissionen vermochten den Frieden nicht auf die Dauer herzustellen. Auch der kaiserlichen Commission vom Jahre 1674 ging es nicht besser. Im Gegentheil, der Zwist entbrannte nun erst recht und breitete sich immer weiter aus, indem jetzt namentlich auch der Herzog von Braunschweig-Celle und der König von Dänemark hineingezogen wurden. Letzterer freilich, dem Hamburg schon seit Jahren ein stilles Gelüste erweckt hatte, hatte auch seit Längerem seine Hand im

Spiele, jedoch nur heimlich. Jetzt dagegen setzte er es durch, daß eine der hamburgischen Parteien ihn officiell um seinen Beistand anging, und da man sich seiner gütlichen Vermittelung nicht fügen wollte, so kam es 1686 zu kriegerischen Auftritten von dänischer Seite, welche eine blutige Umwälzung in Hamburg zur Folge hatten. Aber auch das Resultat dieser Umwälzung hatte nur kurzen Bestand, und die alten Zwistigkeiten brachen auf's Neue aus, bis endlich 1698 ein Congreß von Abgesandten sämmtlicher Fürsten des niedersächsischen Kreises in Hamburg zusammentrat, durch den der Friedensreceß von 1699 zu Stande kam. Allein da auch dieser die innere Ruhe auf die Dauer nicht herzustellen vermochte und da Volksversammlungen, Pöbelaufläufe und öffentliche Streitigkeiten aller Art in Hamburg noch immer zur Tagesordnung gehörten, so wurde 1708 eine neue Commission nach Hamburg entsendet; dieselbe bestand aus einem kaiserlichen Präsidenten und vier von Seiten der deutschen Reichsstände ernannten Mitgliedern und ließ sich, was die Hauptsache war, von einem Executionsheere begleiten von 2400 Mann zu Fuß und 350 Mann zu Pferde. Es erfolgten nun Absetzungen, Verhaftungen und peinliche Processe; dennoch dauerten die Verhandlungen zwischen Commission und Bürgerschaft noch volle vier Jahre, und wer weiß, wie lange sie noch gedauert, hätte nicht endlich im Jahre 1712 die Pest sich dazwischen gelegt. Der plötzliche Ausbruch derselben in Hamburg beschleunigte die Arbeiten der Commission dergestalt, daß noch in demselben Jahre der sogenannte Hauptreceß von 1712 zu Stande kam, der dann bis zu den in unsern Tagen erstrebten, aber bekanntlich auch noch nicht

zum Abschluß gebrachten Veränderungen den Grundstein der hamburgischen Verfassung gebildet hat." — Der genannte Vergleich — „eine Miene wie ein Kreisoberst machen" — war nach dem Angeführten entschieden zeitgemäß.

11. S. 40. „Canaille" — der Canal; ebenso ist natürlich die Aussprache des Namens „Borde-aux" aufzufassen.

12. S. 44. „Qui nescit simulare, nescit regnare": Wer sich nicht verstellen kann, kann nicht regieren; Holberg selbst gibt an (Geschichte der Heldinnen, I, 121), daß dies der Wahlspruch Jacobs I. von England gewesen sei. Agrippa ist der als Arzt und Hexenmeister berühmte Cornelius Heinrich Agrippa von Nettesheim, geb. 1486. Albertus Magnus war berühmt wegen seiner mechanischen und chemischen Kenntnisse.

13. S. 44. „Der politische Stockfisch" erschien 1681 zu Merseburg und war nichts weiter als ein galanter Roman, indem hier das Wort „politisch" nur in der Bedeutung von „weltklug" aufzufassen ist.

14. S. 47. Es will mir scheinen, als wenn „dem Manne Alles an den Augen abzusehen" dem Originale näher komme, als die Uebersetzungen meiner Vorgänger.

15. S. 47. „Obstinatsch." Prutz übersetzt hier kopf-dämlich." „Balstyrisk" oder „balstyrig", das betreffende Wort, heißt aber einfach „widerspänstig" (obstinatus) und nichts weiter.

16. S. 49. „Aberwitz". Das Original hat „Menniſt", gebildet von „men" (aber). Franzens Eltern sollen Mennisten, Mennoniten, sein, weil derselbe immer mit seinem

Aber (men) in die Quere kommt. Es lag mir nahe, das Wortspiel „von Aberwitz herzustammen" anzuwenden, und es scheint mir zum mindesten ebenso gut zu sein, wie Prutz' Uebersetzung, welcher sagt: „Ich glaube, Du bist ein geborener Nuremberger.

17. S. 50. „Duc de Vendosme": Duc de Vendome, einer der bedeutenderen französischen Feldherren im spanischen Erbfolgekriege, geb. 1654, gestorben 1712.

18. S. 52. „Die Chronik von Alexander Magnus." Wahrscheinlich eine der romanhaft ausgeschmückten Chroniken, welche die Heldenthaten Alexanders des Großen schildern.

19. S. 59. „Du kannst mit der Zeit Reutendiener werden." Reutendiener waren hamburgische Magistratsbeamte, die, in alterthümlicher, auffallender Tracht einherschreitend, noch bis vor wenig Jahren, wo man sie oder mindestens ihr Costüm abschaffte, als ein Rest des alten hamburgischen Zopfes belächelt wurden. Nach Heinrich's Monolog zu urtheilen, muß das Volk diese Stellung als recht gelegen angesehen haben, um gute Nebeneinnahmen zu machen.

20. S. 67. „Heinrich hat kein Bret vor dem Kopfe." Wörtlich im Dänischen: „Henrik har gammel Been i Panden", gleichbedeutend mit: Heinrich ist kein Kind mehr. Prutz übersetzt es: „Heinrich ist trocken hinter den Ohren"; Oehlenschläger: „Heinrich ist ein alter Knabe."

21. S. 68. „Hat sie mit dem Titel „Fräulein" begnadigt." In alten Zeiten kam dieser Titel nur Töchtern Adeliger, ja, einst sogar nur Königstöchtern zu. Allmählich ward er allgemeiner, obwohl „Mamsell" ihm

lange den Rang streitig machte. Gegenwärtig sind in Dänemark so gut wie bei uns in Deutschland alle jungen Mädchen, selbst Bauerntöchter, „Fräulein."

22. S. 88. „Rechtsverdreher" — Holberg gebraucht den volksthümlichen Ausdruck „Tingstude", Gerichtsochsen.

23. S. 89. „Hugo Grotius." Hermann von Bremen, als politischer Bücherwurm, mußte wohl den berühmten Gelehrten und Staatsmann dieses Namens kennen, dessen Schicksal — er wurde als Staatsverräther und ketzerischer Arminianer zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Schlosse Löwenstein verurtheilt, aber von seiner hochherzigen Gattin befreit, die sich in einer Bücherkiste zu ihm ins Gefängniß bringen ließ, mit ihm die Kleider tauschte und zurück blieb, während er wieder in der Kiste hinausgebracht ward und sich retten konnte — überall die außerordentlichste Theilnahme wachgerufen hatte. Herman von Bremen macht nun natürlich den Arminianer zu einem Armenier.

24. S. 102. „Mit seinen sechszehn „Staatscabinetten." Ende des siebzehnten Jahrhunderts kamen viele statistische Beschreibungen der europäischen Staaten in Leipzig u. a. a. O. heraus. Vielleicht hat Holberg an diese gedacht. Prutz meint allerdings, daß es besser sei, an die zahlreichen politischen Zeit- und Streitschriften zu denken, die damals unter Titeln wie: „Staatscabinette", „Eröffnetes Staatscabinet", „Neueröffnetes Staatscabinet" u. s. w. herauskamen.

Druck von Ed. Heynemann in Halle.

Bibliothek

humoristischer Dichtungen,

herausgegeben

von

Gustav Haller.

Achter Band.

Der politische Kannengießer. Komödie von Ludwig Holberg. Aus dem Dänischen von P. J. Willatzen.

Halle,
Verlag von G. Emil Barthel.
1871.

WILH. GETHERS EFT.
KANNIKESTR. 15

LIBRARY OF CONGRESS
0 022 011 882 4